

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Emil Nolde</i>	
Das eigene Leben / Die Zeit der Jugend	122
<i>Hans Peter Johannsen</i>	
Entwicklungslinien und Möglichkeiten kultureller Arbeit im Grenzland.....	123
<i>Heinz Dähnhardt</i>	
Strömungen und Tendenzen im deutschen Geistesleben seit 1945	130
<i>K. E. Løgstrup</i>	
Dänemarks kulturelle Situation nach 1945	138
<i>Christian Carstensen</i>	
Emil Nolde.....	145
<i>Lorenz Rerup</i>	
Willy-August Linnemann	152
<i>Frederik Nielsen</i>	
Die dänische Literatur seit 1945	164
<i>Hans Peter Johannsen</i>	
Namen und Themen der deutschen Literatur seit 1945.....	174
Umschau ab Seite 177	

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für jährlich 1,88 DM zuzüglich Zustellgebühren (zusammen 2,— DM). Ausgabe A nur über die Geschäftsstelle zu bestellen. Bezugspreis im Jahr 88 Pf. zuzügl. Zustellgebühren (zusammen 1,— DM). Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Straße 9
Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe GmbH., Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

EMIL NOLDE: DAS EIGENE LEBEN / DIE ZEIT DER JUGEND

Ich liebte diese Winterabende mit ihrem Tun und häuslichen Glück, früh und auch später.

Es näherte sich das Weihnachtsfest. Meine Mutter backte in dem großen, gewölbten, glühenden Backofen ihre vielen Kuchen, mein Vater schob die Platten hinein und holte sie fertig wieder heraus. Fünfzehn Sorten Gebäck hatte meine Mutter. Wir Kinder standen möglichst immer dabei, zuerst ein Stückchen Teig und dann zerbrochene Kuchen als Leckerbissen erhaschend.

Und dann kam das Weihnachtsfest! Die Knechte und Mädchen speisten mit in der guten Stube, es wurde gebetet, und der Tisch war festlich mit weißem Leintuch gedeckt und dem Silbergeschirr. Der große Schweinskopf mit den Schüsseln voll Grünkohl nebenzu, stand unser erwartend. Das Essen war schwere Kost für uns Kinder, aber ein Stück Schweinsohr mit weißen Knorpelstreifen darinnen, das schmeckte doch sehr schön. Und dann kam die Reisgrütze mit dem üppigen Butterklecks in der Mitte und mit Zucker und Kaneel darüberhin; das war noch besser. Und dann der herrlich große Teller voll Kuchen zum Sattessen! Das Höchste und Schönste waren die kleinen Geschenke: der Farbenkasten, den mir das Test einst brachte, mag ein größtes Glück mir im Leben gewesen sein. Die ganzen Weihnachtstage saß ich bei meinen Farben, malend und malend.

Dann kam der Neujahrstag, das Geburtstagsfest unseres Nachbarn, wo fünfzehn Phaetons im Hofraum waren und drinnen viel Punsch getrunken wurde.

Nun ging es dem Frühjahr entgegen. Im März, beim Verstreuen der Maulwurfshügel, warfen wir Jungens Holzschuhe und Strümpfe weg und liefen barfuß galoppierend umher, so übermütig, wie Jungvieh und Füllen es sind, wenn im Frühling das Stalltor geöffnet wird.

Mit freundlicher Genehmigung des Christian Wolff-Verlages, Flensburg, entnommen den Lebenserinnerungen von Emil Nolde: „Das eigene Leben“. Im gleichen Verlag ist auch der zweite Band, „Jahre der Kämpfe“, erschienen.

Entwicklungslinien und Möglichkeiten kultureller Arbeit im Grenzland

Vortrag, gehalten auf dem Deutschen Tag 1959 in Sonderburg

Ich schlage vor, daß wir bei der Erörterung der Entwicklungslinien und Möglichkeiten des kulturellen Lebens ausgetretene Pfade insoweit vermeiden, als wir uns nicht in theoretische Überlegungen über die Bedeutung des Wortes „Kultur“ verlieren. Vielmehr darf ich mich darauf beschränken, an einen ebenso einfachen wie inhaltsreichen Satz zu erinnern, den im Vorjahre Professor Hans Freyer während der „Flensburger Tage“ prägte: „Es ist ein tiefsinniger Zusammenhang“, so sagte Freyer, „daß das deutsche Wort Kultur sowohl auf die Dauer berechnete Pflege des Bodens wie auch die geistig durchgestaltete Welt bezeichnet, in der der seßhaft gewordene Mensch lebt.“ Die geistig durchgestaltete Welt — das ist also das, was wir heute in dem Worte Kultur zusammenfassen. Die Pflege dieser Welt, meine Damen und Herren, gehört zu den Obliegenheiten sowohl des einzelnen Menschen, wenn er den Anspruch erhebt, als Persönlichkeit mit eigenem Stil gewertet zu werden, als auch zu denen der Gemeinde und des Staates, wenn diese mehr als nur die Vertretung von Interessengemeinschaften sein wollen. In die Wirklichkeiten unseres geistigen Lebens führt uns nun Jakob Burckhardt, wenn er die Kunst und die Poesie als das einzig irdisch Bleibende bezeichnet und sie eine Sprache für alle Nationen nennt. Lassen Sie uns diese Sätze auf ihre Bedeutung und Anwendbarkeit für unsere heimatliche Landschaft untersuchen.

Es geht hier bei uns um die Aneignung und Pflege des nationalen deutschen Kulturbesitzes und um die Begegnung mit einem andersnationalen Kulturbesitz. Beides — die Pflege des eigenen und die Begegnung mit dem anderen — ist zu Zeiten zugleich eine Angelegenheit der Politik. Politik und Kultur sind jedoch Gegensätze und gehen nur selten eine glückliche Verbindung ein. Darf ich an einer Beobachtung aus der nordschleswigschen Heimat deutlich machen, wie sehr kulturelle Äußerungen des einzelnen von dem Milieu geprägt sein können, d. h. also, manchmal freie, manchmal aber auch nicht freie Aussagen sind. Auf einem nordschleswigschen Friedhof könnte Ihnen folgendes auffallen: Einer der ältesten Grabsteine, etwa um 1780, nennt den Verstorbenen und enthält in deutscher Sprache Verse und Bibelstellen. Der Betreffende und seine Angehörigen lebten hier als Bauern und sprachen dänisch, ihre hohe Sprache aber war deutsch, in ihr verewigten sie sich — und niemand nahm in der Gesamtmonarchie daran Anstoß. Ich glaube, wir sind zu folgender Feststellung berechtigt: Der Grabstein von 1780 kündigt von

einem Manne, der, modern ausgedrückt, dänischer Staatsbürger war, aber im Bereiche seines geistigen Lebens, und zwar in den festlichen und hohen Stunden dieses Lebens, sich als Deutscher fühlte. Er hatte mit seiner Familie einen Stil entwickelt, der zu solcher Äußerung führte. Diese Äußerung war völlig frei von Rücksichten auf den Nachbarn, die Gemeinde, den Staat. Und das dürfte für jene Periode, also die Zeit des dänisch-deutschen Gesamtstaates, typisch sein. Man konnte damals unpolitisch, man konnte kulturell leben.

Als die Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts sich der Menschen bemächtigten und sie in ihr organisatorisches Gefüge zwangen, als sie gleichzeitig durch die ihnen ergebenden Diener des kulturellen Lebens sich selbst als das Maß der Dinge hinstellten und sowohl eine nationale Ethik als auch so etwas wie eine nationale Religion zu begründen suchten, trat eine Verarmung des geistigen Lebens, im Gegensatz zum 18. Jahrhundert, ein. Zwar gab es in zunehmendem Maße in Nordschleswig in der preußischen Zeit Kultureinrichtungen aller Art in beiden Lagern, aber waren sie nicht ausschließlich auf die Förderung des nationalen Lebens abgestellt, versäumten sie nicht trotz ihres an sich lobenswerten Zweckes, den Blick der Menschen auf die Tatsache zu richten, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen, und zwar solche mit anderen Auffassungen, waren sie nicht oft doch nur geistige Igelstellungen, waren sie nicht so sehr aus der Politik heraus zu verstehen, daß, um es plastisch auszudrücken, damals und noch in den zwanziger Jahren es im Grunde für einen Deutschen doch nicht anging, eine dänische Theatervorstellung zu besuchen und umgekehrt? Und vor allem, wenn man an die Presse jener Jahrzehnte denkt: lesen wir jemals einen Beitrag über den Wert der kulturellen Begegnung mit dem anderen? Wir tun es nicht, weil die Kultur als geistig durchgestaltete Welt und als in sich selbst ruhender Wert nicht empfunden wurde. Vielmehr war die Kultur Dienerin, bestenfalls Anhängsel der Politik geworden. Für das Heimdeutschtum in Nordschleswig war es ein unglücklicher Zufall, daß es nach den bitteren Auseinandersetzungen der schleswigschen Kriege in einem Augenblick in seinen politisch ersehnten Staatsverband trat, als dieser sich zwar auf der Höhe äußerer Macht befand, aber im anbrechenden technischen Zeitalter nicht mehr ein geistig und politisch homogenes Gebilde war. Siehe den Nordschleswiger Langbehn! Der deutsche Nordschleswiger erlebte bis 1914 den deutschen Staat — voller Bewunderung! —, aber erlebte nicht die deutsche Kultur in ihrer Tiefe. Um so höher ist die politische Leistung des Heimdeutschtums 1920 und erst recht 1945 zu bewerten, indem es zwei Staatskatastrophen des Muttervolkes miterlebt und mit- und überwunden hat. 1945 jedoch war die Saat der Gedanken Schmidt-Wodders aufgegangen, der vor 1914 für die besonderen kulturellen Werte dieser Landschaft eingetreten war und den Mut gehabt hatte, dem Staate, dem er diente, entgegenzutreten, indem er diesem Staat sagte: Du bist für alle Angehörigen deines Verbandes verantwortlich. Wenn unmittelbar nach 1945 auf dem Grabstein eines

deutschen Nordschleswigers nur ein Stern und ein Kreuz Anfang und Ende zeigten, wieweit war das eigener Stil oder Rücksicht auf äußere Umstände? Wir könnten aber auch an anderen Beispielen zeigen, daß der Mensch sich in der Nachwirkung des politischen Geschehens des 19. Jahrhunderts und noch vieler unglücklicher Ereignisse der jüngsten Zeit nicht frei fühlt vom Staat.

Und heute — und in der Zukunft? Es hieße naiv sein, wollte man die Augen davor verschließen, daß mancher Lehrherr den Lehrling eben doch danach aussucht, ob er deutsch oder dänisch ist, daß die Gemeinde und der Staat nur sehr beschränkt dem andersgesinnten Landsmann Gelegenheit geben, sich im öffentlichen Dienst zu beweisen, und daß es daher nicht einmal im kulturellen Leben immer leicht ist, seinen eigenen Stil zu entwickeln, geschweige denn in der Schule. Und trotzdem sollte es kein Luftgebilde sein, wenn der dänische Publizist Emil Frederiksen 1958 in Flensburg sagte, „daß Bildung in ihrem innersten Kern die Freiheit und das Vermögen des Menschen ist, seine individuelle Haltung zu bewahren im Ansturm und Widerstreit der kollektiven Kräfte“. Als das Neue und Wichtige an dem jetzigen Nationalitätenkampf bezeichnet Frederiksen dies, daß keine der Parteien wünscht, die andere zu unterdrücken. Und noch einmal darf ich Professor Freyer zitieren: „Es ist die ewige Aufgabe des Geistes, die Frage nach dem Sinn nicht einschlafen zu lassen und sie besonders dann zu akzentuieren, wenn sie in Gefahr ist, von der Eigenmacht der Sachen und von den Verlautbarungen der Interessenverbände übertönt zu werden.“

Die Frage nach dem Sinn nicht einschlafen zu lassen — dies kann doch für den einzelnen Menschen nur bedeuten, daß er sich selber tüchtig macht, um seinen Arbeitsplatz innerhalb der Eigenmacht der Interessenverbände so erfolgreich wie möglich zu erfüllen, und zweitens heißt diese Frage zugleich, daß der Mensch in eigener Entscheidung gemäß seiner Herkunft, gemäß dem Stil seiner Landschaft sich zu einer Persönlichkeit vervollkommen will und muß. Das bedeutet, daß die Schule dem jungen Menschen Kenntnisse der Geistes- und Kulturgeschichte vermittelt, die für ihn einmal mehr bedeuten werden als nur Kenntnisse. Wenn ich nun aber von der Schule und der Kirche in dieser Einführung absehe, so geschieht das, weil hier eine so große Eigengesetzlichkeit besteht, daß sie einer besonderen Erörterung bedarf.

Im folgenden spreche ich also von dem, was wir ganz allgemein unter dem Wort Erwachsenenbildung zusammenfassen. Ihre Probleme sind im Grunde die gleichen in Deutschland und in Dänemark; sie sind die gleichen für Volksgruppen wie für Staatsvölker. Es liegt Ihnen vor die ausgezeichnete Übersicht über deutsche und dänische Erziehungs- und Bildungseinrichtungen in Nordschleswig, die das deutsche Sekretariat erstellt hat. Ich darf auf die Aufzählung der Theater- und Konzertabende aller Art innerhalb der Volksgruppe ebenso verzichten, wie auf eine Tatsachenangabe über das Vortragswesen, den Film, den Rundfunk und das Fernsehen, weil Sie die entsprechende Übersicht in Händen haben. Ich darf mich darauf konzentrieren, Ihnen

zu dem, was wir hier vorfinden und worüber im einzelnen auch die Jahresberichte des deutschen Sekretariats nicht nur eine erschöpfende, sondern eine richtunggebende Stellungnahme enthalten, Anmerkungen zu geben.

Theater: Es kommt auf den Spielplan an, d. h. es muß auf jeden Fall vermieden werden, daß, wie der Theaterfachmann sagt, ein Stück in die Tournee „geschmissen“ wird, weil es wenig Darsteller, wenig Kulissen und dergleichen benötigt, und weil man es im Haupthause sowieso spielt. Wenn die Theaterabende auf lange Sicht einen Sinn haben sollen, dann müssen sie — und das gilt für beide nationale Seiten — so geplant sein, daß sie von der Geschichte des Muttervolkes, ihrem Glanz und ihrer Schwere, von der Problematik der Gegenwart, ihrem Ernst und ihrer Heiterkeit sprechen. Nichts gegen ein gutes modernes Allerweltsstück, aber das Theater hat in unserer Situation nur dann einen Sinn, wenn es die Spannung des Augenblicks und die nachhaltig wirkende Erregung des Geistes mit sich bringt. Ich glaube nicht, daß dieser Grundsatz bei der Aufstellung der Spielpläne in den letzten Jahren immer berücksichtigt worden ist, weder haben die deutschen Spielpläne bei Ihnen noch die dänischen in Flensburg es gezeigt. Ein Theaterabend ist nicht nur auf der Bühne ein Ereignis, sondern wird auch vor dem Vorhang zu einem solchen. Hier steht dem Ensemble der Bühne das Ensemble der Zuschauer gegenüber, die sich beide vereinigen in der gemeinsamen Freude an etwas Bedeutendem und Schönem. Das Theater hat sowohl gemeinschafts- (Heimatbühne!) als gesellschaftsbildende Kraft, d. h., daß ein Schauspiel sowohl volkliche Gefühlswerte feiern und heiligen als auch in unserem Falle deutsche und dänische Zuschauer zum Nachdenken über gemeinsame Probleme der Zeit zusammenführen kann.

Konzert: Daß es Sinfonie- und Chorkonzerte in Nordschleswig in einer Dichte und Planung wie heute gibt, ist eine großartige Erscheinung der Nachkriegszeit. Daß gerade die Musik als eine der edelsten Regungen des menschlichen Geistes und Herzens die Menschen anrührt und so zur Klärung und Läuterung ihrer Gefühle und ihrer Gedankenwelt bringen kann, andererseits aber auch in ihrer Festlichkeit Menschen anzieht, ist ein besonders glücklicher Umstand im Grenzland seit 1945 gewesen, denn wir wissen, daß die musikalischen Veranstaltungen auch auf den andersgesinnten Nachbarn gewirkt haben. Und hier wurde wohl zuerst der bahnbrechende Gedanke verwirklicht, daß man grundsätzlich kulturelle Veranstaltungen zugänglich machen sollte für alle Teile der Bevölkerung, also auch für die dänischen Landsleute. Und wir wissen, daß in den Konzerten der Flensburger sowie der nordschleswigschen Chöre hier reiche und reine kulturelle Tätigkeit geleistet wurde, die nicht nur die Menschen erfreut, sondern auch freier gemacht hat, und daß hier für kurze Augenblicke Politik und Kultur eine gute Ehe eingegangen sind, indem es wohl kaum jemandem verdacht wurde, wenn er deutsche oder dänische Konzerte besuchte.

Bildende Kunst: Wir haben in Nordschleswig und Flensburg Ausstellungen moderner

Kunst von Kräften der Landschaft und aus dem Schaffen beider Völker gehabt, die, wie ich glaube, unter ähnlichem Aspekt wie das musikalische Wirken zu betrachten sind.

Büchereien: Daß die Büchereien beider Seiten besonders profilierte Kulturarbeit leisten können, steht fest, weil nun einmal die Lektüre eines Buches zugleich eigene Mitarbeit, also einen Nachvollzug der geistigen Arbeit anderer bedeutet. Die Fachleute sprechen von der größeren Tiefen- und Breitenwirkung dieser Kultureinrichtungen. Daß das Buch unterrichtet — und zugleich über die bedeutenden Autoren zur Sinndeutung der Welt Beiträge leistet, macht seine doppelte und moderne Bedeutung aus. Mancherlei andere Möglichkeiten bieten sich in Form von Ausstellungen und Lesungen. In Flensburg waren es die deutsche und die dänische Bücherei, die bereits vor sieben Jahren eine auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Ausstellung über die Literatur zur Grenzlandfrage brachten, eine Ausstellung, die zu vielen wissenschaftlichen Gesprächen anregte sowie auch den Politikern Gelegenheit gab, einmal miteinander von Mensch zu Mensch zu sprechen. Daß auch unsere Stadtbüchereien in Nordschleswig nunmehr dazu übergehen, dem Leser den direkten Zugang zum Regal zu ermöglichen, dokumentiert äußerlich die freiheitliche Gesinnung moderner Büchereiarbeit, die von dem Leser erwartet, daß er sich selbst informiert, um sich eine Meinung zu bilden.

Film- und Vortragstätigkeit: Ich verweise auf den Bericht des deutschen Sekretariats und darf ganz allgemein zu der Erwachsenenbildung auf diesem Gebiet einiges feststellen, was in seinen Grundsätzen eigentlich für alle Gebiete der Kulturpflege gilt. Mit dem, was ich jetzt sage, möchte ich nicht etwa eine Kritik an der nordschleswigschen Kaffeetafel ausdrücken. Diese Kaffeetafel ist sowohl ein menschliches als auch ein politisches Moment von hohem Wert. Ich möchte aber im Zusammenhang mit der Film- und Vortragstätigkeit sagen, daß die Erfahrungen in der städtischen Volkshochschularbeit in Deutschland uns eins gelehrt haben: wir geben uns einer Illusion im Augenblick hin, wenn wir glauben, daß wir ausschließlich Volkshochschularbeit im Sinne ihres eigentlichen und ersten Auftrages betreiben. Wir haben zuviel Unterricht in die Dinge hineingebracht, und ich fürchte, nicht zuletzt deswegen, weil wir Zahlen sehen wollen. Die Zahl spielt im kulturellen Leben heute, in unserer nicht trunk-, aber zahlensüchtigen Zeit, eine wirklich verhängnisvolle Rolle. Selbstverständlich kann man nicht Theater vor leeren Stuhlreihen spielen, man kann aber wohl unter Umständen einen hervorragenden Film- oder Vortragsabend mit zehn bis fünfzehn Hörern durchführen, wenn a) die Hörer qualifiziert sind und b) der Vortragende es ist, d. h. wenn es beiden um die Sache und um nichts als um die Sache zu tun ist, wenn also ohne Schielen auf einen Zweck ein ernstes Zwiegespräch zwischen Gebenden und Nehmenden zustande kommt, welches beide sachlich weiterführt und menschlich bereichert. Im Zeitalter des Fernsehens und seiner hervorragenden Leistungen kann man nicht erwarten, daß ein Hörer zu dem Vortrag

des Dozenten X in Y geht, wenn er am Abend vorher, sagen wir, Weizsäcker oder Heuß oder Litt oder andere über das gleiche Thema sprechen hörte. Wohl aber kann nur durch den persönlichen Kontakt eines Arbeitskreises erreicht werden, daß „etwas Bleibendes dabei herauskommt“. Verwaltungen und Geldgeber aller Art werden weniger denn je Anspruch erheben können, Kulturträger zu sein, wenn sie den Erfolg auf diesem Gebiet nur nach der Zahl messen. Ich spreche nicht von der Elite in einem falsch verstandenen Sinn. Ich spreche von der offenen Tür unserer Arbeitsgemeinschaften, die aber nur dem offensteht, der an sich und anderen wirklich arbeiten will. Einige wenige Menschen dieser Art wird es auch heute noch geben. Um ihretwillen lohnt es sich, zu arbeiten, um ihretwillen muß gearbeitet werden, denn sie werden die Träger der Entwicklung von morgen sein. Also, so schön Farbfilmvorträge sein mögen, sie gehören zur Unterhaltung und nicht in den Bereich anspruchsvoller Kulturarbeit. Sie bieten dasselbe in Grün. Aber im übrigen: Jedem das Seine!

Entwicklungslinien und Möglichkeiten kultureller Arbeit im Grenzlande — so hießen meine Stichworte. Ich darf zusammenfassen: Von Rechtsträgern und Organisatoren sprach ich nicht, wohl aber von ihrer Aufgabe. Sie besteht, so will mir scheinen, in der Beachtung zweier Dinge:

1. auf allen Gebieten muß ein „innerer Spielplan“ bestehen, der nur die unumgänglich notwendige Rücksicht auf äußere Gegebenheiten nimmt und von unbedingter Qualität ist, und 2. muß dieser Plan aus der geistigen Situation der Zeit und der lokalen Struktur der Menschen und Themen entwickelt werden.

Wir Menschen heutzutage werden vom Morgen bis zum Abend mit allen möglichen Wassern der Politik, der sogenannten Kultur und der Konsumindustrie, von den „geheimen Verführern“ unserer Zeit, berieselt. Von Zeit zu Zeit muß man ein Stahlbad einschalten. Das bedeutet, daß wir uns mit den wirklichen Grundlagen unseres menschlich-nationalen Seins, und das sind u. a. Goethe, Schiller, Beethoven, Mozart, mehr als die Staatsmänner oder gar die Generäle, befassen, und zweitens davon Kenntnis nehmen, daß unsere Nachbarn ihrerseits auch aus tiefen, reinen, zum Teil aber anderen Quellen schöpfen.

Auch darüber müssen wir uns orientieren. Sie kennen alle den „Erfolg“ des deutschen Fernsehens hierzulande. Lassen Sie uns darüber froh sein, daß sowohl der aktuelle Einfallsreichtum unserer Fernsehleute als auch ihr Wille zur Objektivität diesen Erfolg brachten. Lassen Sie uns von dieser Methode lernen im Aufbau unserer anderen Programme. Machen wir sie aktuell, gediegen und möglichst auch dem Nachbarn zugänglich. Jeder Generation ist ihre Schulaufgabe gestellt, sie muß sie bewältigen, wenn sie nicht geschichtslos werden will. Sind wir nicht dazu aufgerufen, nach dem langen Zerfall zwischen Geist und Politik eine Synthese zu erstreben, und sind wir nicht in eine beneidenswerte Ausgangssituation hineingeboren, indem wir an dem Schnittpunkt zweier Kulturkreise leben? Und noch eins — in der modernen Kulturarbeit sollte ein goldener Satz beherzigt werden: Weniger ist immer mehr!

Wir stehen am Vorabend des 200. Geburtstages von Friedrich von Schiller, jener Gestalt der deutschen Kulturgeschichte, der wir so viele bleibende gedankliche und ästhetische Erlebnisse verdanken. Das Kulturideal bedeutet, mit den Worten Schillers ausgedrückt, daß der Mensch mit der höchsten Fülle von Dasein die höchste Selbständigkeit und Freiheit verbinde und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese in sich ziehe und der Einheit seiner Vernunft unterwerfe. „Nur durch das Morgentor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land.“ Lassen Sie uns eingedenk dieses Wortes die Aussprache beginnen, indem wir uns immer daran erinnern, daß unsere Heimatlandschaft uns eine wahrhafte Fülle von Dasein beschert hat, die auszukosten und sich zu verdienen ein ganzes Menschenleben erfordert.

Strömungen und Tendenzen im deutschen Geistesleben seit 1945

1945 wird das besiegte Deutschland nicht zu einem Schauplatz chaotischer Verzweiflung; seine Menschen kehren so rasch wie möglich in die zerstörten Städte zurück, was auseinandergerissen wurde, vereinigt sich wieder, und ein jeder beginnt sofort, sich notdürftig wieder zu etablieren: weder Chaos noch Zusammenrottung, weder Unruhe noch Aufruhr, sondern beharrlicher Wiederaufbau, bei dem der Akzent auf dem „Wieder“ liegt. Darum steht auch das nach dem Mai 1945 wiederbeginnende deutsche Geistesleben von vornherein in einem anderen Zeichen als nach dem ersten Weltkrieg. Damals, in den „goldenen Zwanzigern“, deren man sich heute gern in einer wachsenden Zahl von Biographien und Schilderungen erinnert, geschah zwar nicht etwas schlechthin Neues — der Expressionismus etwa hatte bereits um 1910 seine Gestalt gefunden —, doch verschaffte sich vieles, was bis dahin lediglich in kleinen Zirkeln Anerkennung gefunden und im Gegensatz gestanden hatte zu der offiziell geforderten Richtung, nunmehr öffentliche Geltung und prägte damit das Gesicht einer neuen Epoche. Das Berlin des Kurfürstendamms von 1925 hatte wenig gemein mit dem Berlin der Linden von 1910.

Doch die Geschichte wiederholt sich nicht, und es wäre deshalb töricht, in Kassandarufe darüber auszubrechen, daß nach 1945 nicht ein Gleiches sich ereignete. Stellen wir nüchtern fest: Der Wunsch, ein sicherlich begründeter und berechtigter Wunsch, bei den 1933 verlassenen Grundlagen wieder anzuknüpfen, auch im Geistigen „wieder“ aufzubauen, die Einsicht, daß die Schubladen vor 1933 gefüllter waren als nach 1945, und daß sie sich nur langsam wieder zu füllen begannen — dies ist zumindest ein das gegenwärtige deutsche Geistesleben bestimmender Zug. Ein alle mitreißender geistiger Durchbruch, wie er nach 1918 sich vollzog, blieb diesmal aus. Wir sprachen statt dessen vom „Nachholbedarf“, wir waren fast unbeschränkt aufnahmefähig für alles das, wovon wir zwölf Jahre ausgesperrt gewesen waren: für die amerikanische Literatur, für den französischen Existentialismus und für noch vieles andere, während wir doch wohl nur zögernd sagen würden, daß der deutsche Autor dieser Tage so selbstverständlich wie einst seinen Rang in der Welt hatte. Wir bauten auch im Geistigen fleißig und beharrlich wieder auf, große, neue, schöpferische Entwürfe blieben indessen selten, und wo solche auftraten, neigten wir dazu zu sagen: „Keine Experimente“. Erschöpft von einer vierzigjährigen Epoche fortgesetzter Umwälzungen und Katastrophen, ist uns eher ein Bedürfnis nach Ruhe und Sicherheit zugeeignet.

Doch können wir heute — 15 Jahre danach — ebenso feststellen, daß die Verfemung der sogenannten „entarteten Kunst“, daß Verbotslisten und Bücherverbrennungen, Ausweisung und Verfolgung, so schrecklich sie für die Betroffenen waren, so sehr sie die zwölf Jahre mit einem unauslöschlichen Makel behafteten, dennoch nicht den Strom des Geistes aufzuhalten vermochten. Barlach, Nolde, Kandinsky und Klee werden heute selbstverständlicher verstanden und mehr geliebt als je vor 1933, was in der Emigration geschrieben und komponiert wurde, ist heute anerkannt und hat unter uns seine Heimat. So hat es einen tieferen Sinn, daß wir nach 1945 jenen Kurs nahmen, der durch die Worte „Wiederaufbau und Nachholbedarf“ gekennzeichnet ist. Der Geist, der verfolgt wurde, der in die innere und äußere Emigration ging, der sich duckte und beugte, der den „trahison des clerics“ erfuhr, lebte weiter und hat überlebt, so daß man tatsächlich dort anknüpfen konnte und mußte, wo es einmal endete.

Demnach verfügen wir wieder über ein wohleingerichtetes geistiges Eigenheim, ohne uns in ihm auf das Deutsche zu beschränken, vielmehr weit geöffnet zur Welt, insbesondere zu Amerika und zu Frankreich hin, vielleicht sogar etwas überladen in ihm ausgestattet, stärker konsumierend als produzierend, mehr — wie oft kritisch eingewendet wird — Kulturbetrieb als große schöpferische Leistungen einzelner. Jedoch sind die Dinge so vielfach ineinander verschlungen, daß man sich vor einem allzu negativen, voreiligen Urteil hüten sollte. Unserer Zeit fehlen die verbindlichen geistigen Maßstäbe, und alles vollzieht sich vor dem Hintergrund einer erschütterten geistigen Wertordnung; daher kann es nicht ausbleiben, daß die Strömungen und Tendenzen, die nunmehr hervortreten, sich nur schwer in ein Ganzes einordnen und an einem absoluten Maßstab gerecht messen lassen.

Diese Erosion der eigenen geistigen Wertordnung wird in einem Augenblick verspürt, in dem im Osten geistige Werttafeln errichtet werden, die den Anspruch erheben, sie wären die für die Zukunft allein gültigen. Hier geschah eine umstürzende, revolutionäre Veränderung, auf die wir damit antworten, daß wir ihr gegenüber unser abendländisches Erbe zu behaupten und zu verteidigen trachten. Wir setzen also, unserer Art, Überzeugung und Lebensweise nach, von vornherein auf die Kräfte des Alterprobten, Bewährten, Überlieferten, auf die Weisheit der Väter, das unvergängliche Erbe. Wir sind auch im Großen die Bewahrenden, verkörpern das erhaltende Prinzip gegenüber dem revolutionären. In dieser geschichtlich uns zgedachten Rolle finden wir uns darin bestärkt, daß wir selber endlich unseren Frieden haben möchten: keine Sondermeldungen, keine Sirenen, keine Kanonen statt Butter, kein heroischer Opfergang; stattdessen: Vollbeschäftigung, gesicherte Existenz, versorgter Lebensabend, der umfriedete private Raum, gesittetes Dasein, anmutiges und nobles Biedermeier, wachsende Bedürfnisse, auch geistige Bedürfnisse — aber kaum Anzeichen eines neuen Aufbruchs. Der Vorrat, der einmal sich angespeichert hatte an Hingabe, Begeisterungsfähigkeit, redlicher Pflichterfüllung im Dienste des Ganzen wie auch eines seit Generationen

anerkennenden willigen Gehorsams gegenüber jeder Obrigkeit, dieser Vorrat war 1945 so bis zur Neige ausgeschöpft, so arg mißbraucht, so über jedes menschliche Maß hinaus zynisch ausgebeutet worden, daß eine unbewußte und darum desto tiefergreifende Reaktion auf dem Fuße nachfolgte.

Damals wurden wir mit einem Schlage aus all dem entlassen, was uns bis dahin gebannt hatte: aus unseren Hoffnungen wie aus unseren Zweifeln, aus dem Ja wie aus dem Nein. Es gab nun kein Ja und kein Nein mehr außer dem Ja zur nackten Existenz. Wir versuchten, sie in dem Vorgefundenen und Verbliebenen notdürftig zu sichern, mußten die Fenster verpappen, im Wald Brennholz für den Winter holen, bei den Bauern tauschen und vielleicht unsere Bücherbretter verheizen. Das hat scharfe Falten in unserem Antlitz hinterlassen. Wer alles verloren hat, wer das Selbstverständliche, Nötige und Gewohnte entbehren muß, erfährt auf eine sehr eindringliche Art, was Hab und Gut für den Menschen bedeuten, und für ihn rückt in den Mittelpunkt der Wunsch, wieder zu Hab und Gut zu gelangen. Als dann über Nacht wie von Zauberhand nach der Währungsreform die Schaufenster sich wieder füllten, griff darum jeder zu, denn ein jeder hatte die Fragwürdigkeit alles Besitztums bis zur Neige auskosten müssen und war von unbewußter Furcht ergriffen, dies könnte sich wiederholen.

Dies hat manches zu jener kritisierten und auch zu kritisierenden „materialistischen“ Haltung beigetragen, jenem Arbeits- und Leistungsdenken, das im Bild des heutigen Westdeutschlands hervortritt. Eine andere Erfahrung trat hinzu. Niemand hätte 1945 auch in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt, daß die Bundesrepublik so rasch wieder eine Wirtschaftsblüte wie die heutige erleben würde. Viele glückliche und nicht vorherzusehende Umstände trafen hierbei zusammen, von ihnen sei für unsere Betrachtung lediglich herausgehoben, wie sehr dieser Geschehensverlauf dazu beitragen mußte, im Glauben an die Allmacht der Technik zu bestärken. Hatten wir zuvor erlebt, daß technisch potenzierte militärische Gewalt in einer Nacht Tausende obdachlos machen kann, so erlebten wir nunmehr, daß die gleiche Technik dazu befähigt ist, die von ihr angerichteten Zerstörungen in kürzester Zeit nicht nur wettzumachen, sondern vielfach Besseres und Zweckmäßigeres an ihre Stelle zu setzen. Die Hinwendung zur Technik, die Hochschätzung technisch-zivilisatorischer Errungenschaften und der Wunsch, an ihnen teilzuhaben, die augenscheinliche Tendenz, daß eine nicht geringe Zahl besonders Begabter und Befähigter heute stärker von den Natur- als von den Geisteswissenschaften angezogen wird, daß die Wirtschaft heute die bevorzugte Domäne der Phantasiebegabten ist, nicht aber der Staat; die Verlagerung der Akzente überhaupt zum Realen, Empirischen, Technischen und Wirtschaftlichen hin, unter gleichzeitigem Zurücktreten des philosophischen, geisteswissenschaftlichen und politischen Interesses, und in Verbindung hiermit das immer stärkere Hervortreten des Spezialisten gegenüber dem „Gebildeten“ von einst — diese Tendenzen und Strömungen, die ich nur kurz zu

streifen brauche, weil sie sich ja nicht auf Westdeutschland beschränken, schaffen eine neue geistige Atmosphäre.

So unkritisch der Nationalsozialismus mit sich selber verfuhr und so unkritisch ein großer Teil der deutschen Öffentlichkeit, ein großer Teil auch der deutschen Intelligenz sich mit ihm irgendwie abfand — wobei dieses „irgendwie“ tausend Nuancierungen hatte und diese sich der Erinnerung eindringlicher einprägen als das überzeugte oder auch primitive oder auch fanatische Ja, das in der Minderheit blieb —, so kritisch geht man heute in Westdeutschland mit sich selber und der Gegenwart um. Die demoskopische und soziologische Analyse des gesellschaftlichen Zustandes blüht wie nie zuvor. Wir versuchen unablässig, den Dingen analytisch auf den Grund zu gehen mit der uns so oft zugesprochenen deutschen Gründlichkeit, aber die gleiche Gründlichkeit verwehrt es uns oft auch, die Dinge pragmatisch zu behandeln und im Vertrauen auf unseren common sense „to make the best of it“. So freuen wir uns denn über unsere heutigen stabilen Verhältnisse und trauen andererseits doch nicht dieser Stabilität. Diese Unstabilität, das dennoch Ungesicherte in aller Sicherheit, bleibt ein erregendes Moment. Wer, wie viele Angehörige meiner Altersjahrgänge, vier Herrschaftsformen, zwei Geldentwertungen, zwei Kriege, Gefangenschaft und Vertreibung erlebt hat, der ist zwar wetterfest geworden, und er geht seiner Arbeit nach, ohne den Kopf davor in den Sand zu stecken, daß er nicht mehr gesichert im Herzen Europas lebt, sondern am Rande des russisch beherrschten Ostseeraumes, am Grenzsäum der atlantischen Welt. Er wird sich jedoch kaum wünschen, daß noch einmal alles auf das Spiel gesetzt wird, und so treibt denn auch der Deutsche kein riskantes eigenes Spiel zwischen West und Ost. Die Bundesrepublik ist heute immuner gegenüber jeder Art von kommunistischer Propaganda, als manches andere europäische Land. Vielmehr ist der Deutsche in der Bundesrepublik heute — vierzehn Jahre nach dem zweiten Weltkrieg — dem Westen gegenüber ungleich geöffneter, seiner Sache ungleich verbundener als der Deutsche von 1932, vierzehn Jahre nach dem ersten Weltkrieg. Hier hat sich wirklich etwas Entscheidendes begeben. Nach 1918 konnten und wollten wir nicht vergessen, daß wir den Krieg verloren hatten. Nicht zuletzt deshalb konnte der Nationalsozialismus siegen, obwohl noch eine Reihe anderer Faktoren hierbei im Spiele waren. Nach 1945 neigen wir dazu, zu rasch zu vergessen, welches Leid der Krieg über uns brachte, auch, welches Leid wir anderen zufügten; zugleich sind wir dafür dankbar, daß aus Gegnern von einst Verbündete von heute geworden sind. Nicht nur das politische Kalkül, auch ein spontanes Gefühl, ein neuer Wurf in die Zukunft bewirken, daß wir einer eigenen Großmachtspolitik abgesagt haben, deren wir ja auch gar nicht fähig wären. Doch schicken wir uns nicht nur vernunftgemäß in diesen Gedanken, sondern wir fügen uns heute mit einer spontanen Bereitschaft, Wißbegier und Freude in das europäische und atlantische Konzert ein — ohne daß wir hierbei unsere Erwartungen zu hoch schrauben würden, denn noch jede

Erwartung, die wir einmal hegten, wurde bisher enttäuscht.

Darf von der deutschen Jugend nach 1918 behauptet werden, daß ihr bester Teil zwar nicht hitlerisch, wohl aber national-romantisch im Sinne des 19. Jahrhunderts gesinnt war, so ist die jetzt in Westdeutschland aufwachsende Jugend a priori in einem bis dahin unbekanntem Maße weltbürgerlich gesinnt. Und kann mit Recht gesagt werden, daß nach 1918 nur zögernd sich die Verbindungen mit Amerika, England und Frankreich wieder anknüpften, so hat sich der gleiche Vorgang nach dem zweiten Weltkrieg in ganz anderer Weise abgespielt: vom Morgenthau-Plan über die totale Entwaffnung, über die Reeducation und Entnazifizierung zur Wiederbewaffnung der Bundesrepublik und zur europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, zu einer gegenseitigen politischen, militärischen, wirtschaftlichen wie auch kulturellen und geistigen Kommunikation, deren Faktizität sich niemand entziehen kann — und dieses alles in kaum fünfzehn Jahren. Es ist also seit 1945 auch etwas schlechthin Neues geschehen, etwas im Grunde Atemberaubendes. Damals, 1945, fanden wir uns mit unserer geschichtlichen Ohnmacht, mit dem geschichtslosen Raum, in dem wir uns wiederentdeckten, in der Weise ab, daß wir uns darauf beschränkten, nur noch zu arbeiten, zu wirtschaften, fortzukommen. Indem wir dieses taten, verfügte es die List des Weltgeistes, daß wir uns heute wiederentdecken als ein politischer und historischer Faktor im Rahmen der bestehenden Herrschaftsverhältnisse. Die Magie des Wirtschaftens reicht aber auf die Dauer nicht aus, es bedarf auch der Faszination geschichtlicher Formung, wenn wir an unsere Zukunft glauben wollen.

So vollzieht sich im deutschen Geistesleben eine bemerkenswerte Wandlung. Die bisher im Vordergrund stehende Forderung nach verbesserter realer Lebensbewältigung, nach stärkerer und wirtschaftlicherer Efficiency gerät unvermerkt unter einen politischen Aspekt: den des Wett- und Existenzkampfes zwischen West und Ost und den der Hilfe für die Entwicklungsländer. Der historisch-politische Aspekt der Gegenwart tritt deutlicher in den Vordergrund: die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit und die geistig-politische Auslotung der eigenen gegenwärtigen Situation. Beides entzündet sich daran und muß sich daran entzünden, daß durch unser Land und Volk wie durch unsere Hauptstadt eine Grenze verläuft, die für uns schwerer zu überschreiten ist als jede andere Grenze; der Westdeutsche kann heute leichter Moskau und Warschau besuchen, als Weimar und Potsdam. Nicht nur das Reich, das Bismarck schuf, existiert nicht mehr, das wäre zu einseitig gedacht, es zerstob auch das Konzept der Frankfurter Paulskirche, der Barbarossastraum jener, die einmal die Gegner der Bismarckschen Politik waren, und die dennoch in der Einheit Deutschlands die sinnvolle Krönung von tausend Jahren deutscher Geschichte erblickten. Wenn wir uns heute noch als Deutsche zu erkennen vermögen, so vornehmlich daran, daß eine Grenze unser Vaterland teilt. So sind wir nicht mehr die Deutschen von 1914, auch nicht die von 1918 und 1933, sondern

Deutsche von 1959, und man wird uns nachsagen dürfen, daß wir uns redlich darum bemühen, in der Gegenwart unseren deutschen, und das heißt für uns heute, stets auch unseren europäischen Weg zu finden.

Nach einer solchen Katastrophe weltgeschichtlichen Ausmaßes, wie wir sie gemeinsam durchlebten, sind nicht nur ungezählte namenlose Tote und Vermißte zu beklagen, deren letzte Stunde vom Dunkel verhüllt bleibt, eine solche Katastrophe hinterläßt nicht nur Ströme von Vertriebenen, Flüchtlingen, vernichteten und gebrochenen Existenzen, sie rührt an die Wurzeln unseres Menschseins überhaupt. Nicht nur namenloses Leid, auch namenlose Erschütterung verbleibt, und Leid und Erschütterung führen dazu, daß wir uns tiefer und eindringlicher mit uns selber und mit unseren Mitmenschen befassen, und daß hieraus eine neue heilende Kraft und Wahrheit dem Menschen zuwächst. Eine solche Katastrophe will also nicht nur wirtschaftlich und politisch, sie muß vor allem auch geistig bewältigt werden. Ich meine wohl, daß gerade auch in letzterer Hinsicht seit 1945 in Deutschland vieles geschehen ist. Wir lassen uns nicht mehr so leicht begeistern und mißtrauen jeder Art Ideologie. Doch geht die Erschütterung tiefer: Jeder von uns hat irgendwann in der zurückliegenden Zeit erfahren, wie rasch scheinbar unverbrüchliche ethische Ordnungsprinzipien brüchig werden können, wie sehr man sich hinter ihnen tarnen, sie verfälschen und mißbrauchen kann, als wie wenig haltbar gesellschaftlich-sittliche Konventionen sich erweisen können, wenn diese, nur noch formal eingehalten, ernsthaften Belastungsproben ausgesetzt werden. Doch haben wir wiederum auch erlebt, daß in der Gefangenschaft, in der Baracke, in der Dunkelheit ein Gedicht, das einmal in der Schule gelernt wurde, oder auch die Erinnerung an die Mutter oder an die Geliebte am Leben erhielt. Wir haben erfahren, welche wirklichen Werte in unserer Kultur und Bildung zu Hause waren und was nur ein Scheinwert war, der im Ernstfalle nicht standhielt, daß es eine letzte Bewährung gibt, in der man klarsichtig wird für das, was, auf einen selbst bezogen, Wert und Wahrheit bleibt, und was abfällt, weil es als Wert und Wahrheit nur deshalb respektiert wurde, da es traditionell so überliefert war.

Daher ist der Mensch solcher Grundsituation nicht von ungefähr ein bevorzugtes Thema in unserer heutigen Literatur, einer Literatur, die vor Situationen nicht haltmacht, die in früheren Zeiten der Darstellung sich entzogen hätten, die sich zugleich darum bemüht, psychologisch so tief zu graben wie nur möglich. Hierbei droht der Mensch als Ganzes zuweilen zu zerfallen und zu entfallen, er wird, aufgelöst in Reflexionen und Psychologismen, im Sinne der klassischen Literatur gestaltlos, ein Vorgang, den wir in ähnlicher Weise in der heutigen abstrakten Malerei beobachten. Daß viel Modisches, Ungekonntes, Nachahmerisches hierbei im Spiel ist, das kommt und rasch wieder vergessen wird, sei nicht bestritten. Jedoch läßt sich nicht verkennen, daß nunmehr im deutschen Geistesleben, nach der Klassik, der Romantik, dem Realismus und Naturalismus, eine „moderne“ Literatur in Erscheinung

tritt, mit Namen wie Franz Kafka, Gottfried Benn, Robert Musil, Heinrich Böll und vielen anderen mehr. Diese Literatur antwortet auf die Fragen, die der heutige Mensch in seiner Existenz erlebte und noch erlebt, und sie antwortet unmittelbarer hierauf, als die Literatur vorausgegangener Epochen es vermag. Das bedeutet nicht, daß Homer und die antiken Tragiker, Dante, Shakespeare und Goethe Anspruch auf letzte Gültigkeit nicht mehr besäßen, doch steht dem ergänzend nunmehr gegenüber, daß ein unruhvolles, fragmentarisches und experimentelles Neues in der Literatur aufgebrochen ist, daß die Gegenwart in der Architektur wie auf dem Theater, in der Malerei, in der Musik und der Dichtung auf der Suche nach einem neuen Zeitstil ist, daß sie sich nicht mehr zufrieden gibt mit der Fortsetzung des Stils vergangener Zeiten. Denn zwischen dem Einst und Heute besteht ein Einschnitt der Erfahrung des Menschen mit dem Menschen selber. Diese Erfahrung hat eine neue Norm dafür gesetzt, was vom klassischen Bildungskanon noch Gültigkeit besitzt. Das geistige Erbe wird mit neuen Augen betrachtet und bewertet, und das ewige Thema des menschlichen Schicksals auf dieser Erde wird zugleich neu gedeutet. Dieser Versuch verdient deshalb ernstgenommen zu werden, weil ihm ein hohes Maß an intellektueller Redlichkeit, ein Durchdrungensein von der Aufgabe, ein inneres Muß nicht abzusprechen ist.

Dieser Einschnitt läßt sich bis auf das Jahr 1910 oder sogar bis auf das Jahr 1900 zurückdatieren, denn so manches, was bereits damals geschrieben oder auch gemalt wurde, stellt sich uns heute als eine seismographische, feinnervige Vorahnung des Kommenden, als vorweggenommene künstlerische Prophetie künftigen Geschehens dar. Damals erfuhr das bis dahin vorherrschende klassische Weltbild in der Literatur wie in der Physik seine ersten Anfechtungen. Es beginnt das zu entstehen, was als neues physikalisches Weltbild, als neue geistige Wirklichkeit — negativ deklariert als „Verlust der Mitte“ —, was als manieristische, im Gegensatz zur klassischen Menschen- und Weltdarstellung, uns heute in Atem hält. Diese Situation hat Romano Guardini als „Ende der Neuzeit“ definiert, Karl Jaspers als „Neue Achsenzeit“, Jean Gebser als das neue „aperspektivische“ Zeitalter, Ernst Jünger als „Zeitalter der Strahlung“ oder „uranisches“ Zeitalter. Mit diesen teils tief sinnigen, teils aphoristisch-spekulativen Deutungen wird zu kennzeichnen versucht, daß wir seitdem eine neue dialektische Theologie und Existenzphilosophie verzeichnen, eine abstrakte Malerei und eine „moderne“ Musik, ein zeitgenössisches Theater, für das die klassischen Gesetze der Dramaturgie nicht länger gelten, oder etwa auch eine neue Lyrik und neue Stilformen, wie das Hörspiel — und die deutsche Anteilnahme an all diesen Entwicklungen und Vorgängen ist heute außerordentlich groß.

Alle diese Tendenzen und Strömungen, die ich hier nur pauschal ansprechen kann, sind aufeinander bezogen, wirken wechselseitig aufeinander ein und sind ständig im Fluß, so daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, etwas Abschließendes darüber auszusagen, was sich hier endgültig neu formiert, was sich als flüchtige Mode

heraussteilen und was auf die Dauer nachwirken wird. Am ehesten scheint mir folgende Aussage gerechtfertigt zu sein: Das gegenwärtige geistige Zeitbewußtsein wird in Westdeutschland dadurch gekennzeichnet, daß wir uns in einer geistigen Wende stehen sehen. Nicht nur in einer deutschen, sondern in einer europäischen Wende, ja in einer Weltwende, die tiefer greift als jene geschichtlichen Wendezeiten, die zum Alltagsgut der Geschichte gehören, eine Wende, die gekennzeichnet wird durch das langsame Abklingen bestimmter geistiger Gehalte und Formen wie durch das Aufkommen neuer geistiger Aussagen und Stilmittel, ohne daß wir bereits mit Sicherheit den Kurs abzulesen vermöchten, den der Zeiger der Zeit beschreibt. Wir leben nicht in einer Zeit, die in der Lage wäre, große enzyklopädische Summen zu ziehen, eher in einer Zeit der tastenden Versuche, und leben immer noch ohne den langen Atem, der nur in einer ausgeruhten und einer in sich geruhsamen Epoche sich einzustellen vermag.

Überblickt man das heutige Geistesleben in Westdeutschland, so wird man nicht wenige Einzelne, nicht wenige Gruppen, Zirkel und Gesprächskreise antreffen, die am Werke sind. Zwar zeigt sich dem Auge kein so faszinierendes Bild, wie es das Berlin der zwanziger Jahre bot, schon weil wir keine Hauptstadt im echten Wortsinne heute besitzen, doch zeichnet sich unter der etwas allzu glatten Decke unseres Wohlstandes und unseres Arbeits- und Leistungsdenkens eine deutliche geistige Unruhe, ein Bedürfnis nach Einkehr und Besinnung ab. Der Historismus, der noch das 19. Jahrhundert beherrschte, klingt ab, und viele mühen sich darum, ein eigenes neues Zeitbild zu finden. Dennoch wird niemand zu prognostizieren wagen, wie die Welt morgen aussehen wird, wobei unter dem Morgen sowohl die nächste Gipfelkonferenz wie auch das Jahr Zweitausend gemeint sein kann. Fünfzehn Jahre sind eine kurze Zeitspanne, und was bei ihrer Betrachtung herauskommen kann, ist bestenfalls eine Momentaufnahme.

Dänemarks kulturelle Situation nach 1945

I

Die Lage der heutigen Philosophie im westeuropäischen Kulturkreis ist in einer ganz bestimmten Hinsicht höchst eigenartig. Nicht deswegen, weil das Denken in zwei weit verschiedenen Richtungen verläuft, die auch rein geographisch das Gebiet in zwei Lager aufteilen, insofern nämlich, als auf dem europäischen Kontinent eine existentialistische oder ontologische Orientierung vorherrscht, während im gesamten angelsächsischen Bereich eine positivistische oder analytische Orientierung im Vordergrund steht. Unterschiedliche philosophische Richtungen hat es zu allen Zeiten gegeben, und die Uneinigkeit zwischen ihnen ist in der Regel erheblich gewesen. Doch ist es stets so gewesen, daß eine Diskussion stattfinden konnte und stattgefunden hat, sowohl zwischen den zeitgenössischen Philosophen als auch mit der Philosophie vergangener Zeiten. Heute dagegen findet man von einer Diskussion keine Spur. Hat es diesen Zustand jemals zuvor in der Geschichte der westeuropäischen Kultur gegeben? Es war doch so, daß wenn früher eine Debatte nicht zustande kam, dies einfach darauf zurückzuführen war, daß man zufälligerweise nichts voneinander wußte. Heute ist es so, daß man überhaupt kein gemeinsames Anliegen zu haben scheint. Es handelt sich nicht etwa um Uneinigkeit, sondern um völlige Gleichgültigkeit. Innerhalb der beiden Hauptrichtungen unter sich geht freilich ein lebhaftes Gespräch vor sich. So gelten die Benennungen „Existentialismus“ oder „Existenzphilosophie“ allmählich von einer bunten Reihe von sich gegenseitig bekämpfenden philosophischen Auffassungen, wobei die ontologischen Bestrebungen wieder andere sind als die existentialistischen. Entsprechend gilt es, daß z. B. die analytische Philosophie, auch genannt Oxfordphilosophie, einer Auseinandersetzung mit dem logischen Empirismus oder Positivismus entsprang. Auch hier gibt es daher mannigfache Divergenzen. Doch lassen sich die beiden Hauptströmungen völlig unberührt, und es kommt einem fast wie ein Mißverständnis vor, wenn ihr Verfahren und ihre Probleme den gleichen Namen tragen und beide „philosophisch“ heißen. Mit anderen Worten, nicht nur in der Politik gibt es heute einen Eisernen Vorhang, sondern auch in der Philosophie. Nur daß der Eisernen Vorhang in der Philosophie an einer anderen Stelle heruntergerollt ist als der in der Politik, nämlich zwischen den angelsächsischen Ländern und dem europäischen Kontinent. Mein Thema ist „Dänemarks kulturelle Situation nach 1945“, und man könnte fragen, ob der Versuch, den ich soeben unternommen habe, die heutige philosophische Lage innerhalb des westeuropäischen Kulturkreises zu charakterisieren, mehr und anderes mit meinem Thema zu tun habe, als eben festzustellen, daß Dänemark im Hinblick auf die Fachphilosophie sich mit dem übrigen Skandinavien auf der angelsächsischen

Seite des Eisernen Vorhanges befindet. Und man könnte weiter fragen, ob denn die Philosophie überhaupt noch als eine Herauskristallisierung der Probleme, die im Kulturkreis enthalten sind, gelten kann. Für die Dichtung gilt das ohne weiteres. Die Geschichte der Kunst ist, wie der dänische Schriftsteller und Essayist Willi Sørensen sagt, „der konzentrierte Ausdruck der Wandlungen in der Lebenshaltung und Wirklichkeitsdeutung“ („Dichter und Dämonen“, 1959, S. 173). Gilt das aber auch von der Philosophie? Früher einmal galt es auch von ihr. Und auch heute gilt es von der Philosophie des Kontinents. Aber wie verhält es sich mit der angelsächsischen Philosophie? Ist sie nicht zu fachlich geworden? Nun, ich brauche gar nicht Stellung dazu zu nehmen, ob die Philosophie in der Form, in der sie in der angelsächsischen Welt in Erscheinung tritt, zu professionell ist, um die Problematik herauszukristallisieren, die in unserm Kulturbewußtsein liegt. Ausschlaggebend ist, daß die Spaltung als solche für unsere kulturelle Situation charakteristisch ist und daß die Aufspaltung der Philosophie in zwei sich völlig gleichgültig lassende Richtungen ihre eigene Problematik darbietet, die sich in der kulturellen Situation Dänemarks spiegelt.

Den Abstand, in dem die beiden Richtungen zueinander stehen, kann man auch an ihrer Stellung zu den Problemen, die die Kunst beschäftigen, messen. Gottfried Benn sagt an einer Stelle in seiner Schrift „Probleme der Lyrik“: „Man kann sich manchmal des Eindrucks nicht erwehren, als ob es so aussähe, als möchten auch die Philosophen von heute in ihrem Grunde dichten. Sie fühlen, daß es mit dem diskursiven systematischen Denken im Augenblick zu Ende ist, das Bewußtsein erträgt im Augenblick nur etwas, das in Bruchstücken denkt, die Betrachtungen von fünfhundert Seiten über die Wahrheit, so treffend einige Sätze sein mögen, werden aufgewogen von einem dreistrophigen Gedicht — dies leise Erbeben fühlen die Philosophen, aber das Verhältnis zum Wort ist bei ihnen gestört oder nie lebendig gewesen, darum wurden sie Philosophen, aber im Grunde möchten sie dichten — alles möchte dichten“ (S. 43). Ganz ohne Zweifel rührt Benn hier an ein Problem in der kontinentalen Philosophie, weil sie mit der Dichtung gemeinsame Themen hat.

Ebenso unzweifelhaft aber ist es, daß Benns Worte für keinen einzigen dänischen, skandinavischen oder angelsächsischen Philosophen zutreffen, einfach deshalb nicht, weil die angelsächsische Seite des Eisernen Vorhanges kein einziges Thema weder mit der Dichtung noch mit sonst irgendeiner Kunstart gemeinsam hat. Der Philosoph und der Dichter leben in zwei verschiedenen Welten. Die Gespaltenheit, die sich in der kulturellen Situation im heutigen Dänemark ausdrückt, kann auch so gefaßt werden, daß der analytisch vorgehende und positivistisch eingestellte Philosoph von heute die zeitgenössische Dichtung für eine künstliche Problematisierung des menschlichen Daseins hält, während der Dichter von heute seinerseits im analytischen Positivismus eine eigentümliche Entproblematisierung des menschlichen Daseins sieht.

II

Was ich mit dem Vorhergehenden habe sagen wollen, ist dies, daß die positivistische Einstellung zu den Dingen ein ganz entscheidender Einschlag in der kulturellen Situation Dänemarks ist; nicht allein deshalb, weil sie von vielen, deren Wort Gewicht hat, vertreten wird, sondern weil sie genauso die Problemstellung derer, die ihr nicht zuneigen, bestimmt. Was versteht man denn nun unter einer positivistischen Einstellung? Man versteht darunter nicht nur die Meinung, daß die Resultate, zu denen Wissenschaften wie Physik, Biologie, Psychologie und Soziologie gelangt sind, in unser Lebens- und Weltverständnis eingearbeitet werden sollen und von der Wirklichkeitsdeutung der Kunst respektiert werden müssen. Darüber sind sich nämlich alle einig oder sollten es wenigstens sein, und dies Verlangen ist kein speziell positivistisches. Für die positivistische Einstellung ist es dagegen charakteristisch, daß ihr zufolge die Erforschung der Natur, sowohl der Welt als der des Menschen, der einzige Weg zu einem Wirklichkeitsverständnis ist.

Und wie verhält es sich nun mit der Lebensanschauung? Meint der Positivist, wir können uns ohne eine solche behelfen? Nein, das meint er nicht. Auch der Positivist ist sich im klaren darüber, daß wir uns nicht mit der Orientierung, die uns die exakten Wissenschaften bieten, begnügen können. Wir sind nun einmal unternehmende und gefühlsbestimmte Wesen, und was unsere Handlungen, Zielsetzungen und Bewertungen anbelangt, so wissen wir alle — Positivisten wie Nichtpositivisten —, daß wir hierbei ohne Lebensanschauung nicht auskommen. Wir können daher auch in Dänemark nicht über mangelnde Teilnahme an der Lebensanschauungsdebatte klagen. Es sind in den letzten beiden Jahren nicht weniger als drei verschiedene Sammlungen von Beiträgen über lebensanschauliche Fragen erschienen: die umfassende „Kulturdebat 1944-58“, 1958; dann aus dem gleichen Jahr „Livsanskuelsernes brydning i vor tid“ und schließlich „Indlæg i debatten. Livsanskuelsernesproblemet under diskussion“, von 1959.

Die Situation ist etwa folgende: Der Positivist kann wohl erklären, daß Lebensanschauung gewiß etwas Unentbehrliches sei, doch schwächt er diese Behauptung gleich wieder ab, indem er gleichzeitig sagt, daß es allerdings keinen Sinn habe, ihr Wahrheit oder Falschsein zuzuerkennen. Wahr oder falsch können nämlich nur Beschreibungen und Feststellungen von Kausalprozessen sein. Mit anderen Worten: wenn die exakten Wissenschaften das Monopol für die Entscheidung darüber haben, was Wirklichkeit und was Nichtwirklichkeit ist, so muß folglich die Lebensanschauung im Bereich des Subjektiven verbleiben.

Es ist aber gar nicht einmal einfach für den, der von einem positivistischen Standpunkt ausgeht, diesen auch durchzuführen. Irgendwie sträubt auch er sich dagegen, die Lebensanschauung zu etwas Subjektivem zu reduzieren, und das trägt oft zu einer gewissen Unklarheit und Unsicherheit darüber bei, worum es in der Debatte eigentlich

geht. Nehmen wir einmal das Buch von Professor H. V. Brøndsted: „Naturerkendelse, gudserkendelse og tro“, 1956. Brøndsted unterscheidet zwischen objektiven und subjektiven Vorstellungen. Objektiv sind die Vorstellungen und Symbole, die Maß, Gewicht und Bewegung ausdrücken und mit denen man in den Naturwissenschaften das sinnlich erfaßbare Dasein so beschreibt, daß die Beschreibung von anderen kontrolliert werden kann. Subjektiv hingegen werden die Vorstellungen genannt, die der einzelne zur Bildung seiner Lebensanschauung benötigt und die in der Moral, in der Politik, in der Religion und in der Lebenskunst unentbehrlich sind. Gleichzeitig aber heißt es, daß der Mensch, naturwissenschaftlich gesehen, für nichts verantwortlich gemacht werden kann, da er, wie jedes andere Geschöpf, das Produkt seiner Erbanlagen und der auf sie einwirkenden Milieueinflüsse ist. Brøndsted gesteht, daß die biologische Betrachtungsweise den Menschen zu einem verantwortungsfreien Mechanismus zu machen droht. Doch meint er nicht, daß Grund zur Ängstigung vorliege. Es bestehe nur scheinbar ein Konflikt. Gewiß beschäftige die Biologie sich damit, wie die subjektiven Vorstellungen in das menschliche Bewußtsein eingedrungen seien, und wisse allerlei darüber zu sagen, doch liege die subjektive Vorstellung als solche, also in bezug auf das, was ihr Inhalt aussage, außerhalb der Reichweite der Biologie und könne in ihrer Art und Weise nicht entbehrt werden. Biologie allein sei nicht genug. Es müsse auch die traditionellen ethischen, ja religiösen Vorstellungen geben. Diese haben sich nämlich als nützlich und notwendig zur Stimulanz des sozialen Verhaltens erwiesen. Kann aber auch von ihrer Wahrheit und ihrem Falschsein gesprochen werden? Meint Brøndsted, daß es im Vollzug der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise und ihrer Resultate lediglich Sinn hat, vom Nutzen und der Notwendigkeit der Lebensanschauung zu sprechen und nicht von ihrer Wahrheit oder ihrem Falschsein? Ich muß gestehen, daß es mir nicht möglich gewesen ist, darüber klarzuwerden, was Brøndsted über diesen entscheidenden Punkt meint. Sicher ist allerdings, daß die merkwürdig vorsichtige Art, in der sich Brøndsted ausdrückt und die bewirkt, daß man nicht richtig weiß, ob man ihn richtig versteht oder nicht, von der Einschüchterung, die die naturwissenschaftliche Betrachtung auf die Lebensanschauung ausübt, herrührt. Eine neue Frage taucht indessen auf: Erhebt sich das Problem erst angesichts der Lebensanschauung? Erhebt es sich nicht schon bei der natürlichen Sprache? Dies meint Paul Diderichsen, der den Lehrstuhl für nordische Philologie an der Universität Kopenhagen betreut. Die eigentliche Ursache unserer Kulturkrise liegt seines Erachtens in dem Umstand, daß wir uns einerseits dem positivistischen Sinn- und Wahrheitsbegriff verpflichtet fühlen, daß andererseits aber unser moralisches Universum von Gottesglauben durchtränkt ist. Paul Diderichsen nimmt eine sprachliche Analyse der Situation vor: In der Sprache, deren Wahrheit und Sinn auf objektiver Verifikation beruht und aus deren Vokabular das Wort „Gott“ gestrichen werden muß, verblässen auf eigentümliche Weise Wörter wie ‚Verantwortung‘,

‚Schuld‘, ‚Strafe‘, ‚Reue‘, ‚Vergebung‘. Der Versuch, „sie durch geringe unschuldig objektivierende Hinzufügungen wie ‚Verantwortungsbewußtsein‘, ‚Schuldgefühl‘ akzeptabler zu machen, bessert nichts an der Lage.“ Weiter heißt es bei Diderichsen: „Das System von Wörtern, deren Bedeutung vom Wort ‚Gott‘ abhängt, erstreckt sich bis weit hinein in die Alltagssprache: die Wörter ‚gut‘ und ‚böse‘ sind längst verstorbene Vokabeln.“ Sind wir nämlich „durch einen biologischen Entwicklungsprozeß entstanden, so müssen wir auch hierin den Sinn des Lebens suchen. Und damit ergibt sich als Maßstab für gut und böse das allgemeine Wohlergehen“. Zusammenfassend heißt es: „Das brennendste Problem der Zeit ist ein Sprachproblem: Ist man imstande, mit Klarheit und Ehrlichkeit eine Doppelsprache zu haben, teils die objektivierte, entchristlichte Sprache, in der wir unser physisch-biologisches Weltbild mit den dazugehörigen Hypothesen über unser Entstehen, über die Kausalverbindung, die Abhängigkeit von Erbe und Milieu usw. beschreiben, teils eine davon unabhängige Sprache, in der das gesamte ethische Vokabular, von ‚Sünde‘ und ‚Gnade‘ bis zu den Modalverben, noch in Kraft ist?“ (Aus dem Aufsatz über „Sprog og livssyn“ in der vorhergenannten Schrift „Livsanskuelse og brydning i vor tid“).

III

Die Lebensanschauungsdebatte hat sich hauptsächlich um das Verhältnis zwischen Wissenschaft, Kunst und Religion gedreht. Von Politik ist dabei nicht viel geredet worden. Es hat infolgedessen auch nicht an Stimmen gefehlt, die den Mangel an politischem Interesse mißbilligen. So ist es als Zeichen des Eskapismus ausgelegt worden, wenn sich die Hochschuljugend für Literatur und Religion und nicht besonders für Politik interessiert. Die Jugend flüchte in die Beschäftigung mit Religion, so heißt es, und entziehe sich so der Verpflichtung, sich politisch aktiv für das Schicksal ihrer Mitbürger zu interessieren. Weiter heißt es sogar, daß auf diese Weise die Demokratie geschwächt und gefährdet werde, eine Schlußfolgerung, die kaum standhalten dürfte. Schließlich läßt sich nicht einfach behaupten: je größer das politische Interesse, desto besser ist die Demokratie garantiert. Man kann nämlich genausogut das Entgegengesetzte behaupten. Das tut der Jurist Professor K. Illum in seinem Buche „Lov og ret“, 1945. Er weist an einer Stelle darauf hin, daß in einem Staate, in dem große Klassenunterschiede bestehen und die einen Klassenkampf hervorrufen, das politische Interesse naturgemäß groß sein wird, und daß umgekehrt daher eine gewisse Gleichgültigkeit im Politischen ein Zeichen gesunder Demokratie sein kann. Er führt England als Beispiel an, wo politisches Interesse eigentlich nur um die Zeit der Wahlen herum bestehe. Und niemand wird doch wohl behaupten können, daß Franco und Hitler zur Macht gelangten, weil das politische Interesse zu gering war.

Im übrigen aber ist den Angreifern des Wohlfahrtsstaates vor kurzem von zwei

Schriftstellern in zwei politischen Beiträgen geantwortet worden. Es handelt sich um den Aufsatz von Ole Wivel „Vrede eller forkælelse“ aus dem Buch „Midt i en Quiztid“, 1958, einer Sammlung von Beiträgen von verschiedenen Dichtern und Literaten über aktuelle Probleme, und um ein Kapitel in Villy Sørensens interessanter Schrift „Dichter und Dämonen“, 1959. Es ist die stillschweigende Voraussetzung des Wohlfahrtssystems, daß es nur Mittel, nicht Zweck ist, heißt es bei Villy Sørensen. „Das große Verdienst des Wohlfahrtsstaates ist es, daß dort versucht wird, auf kollektivem Wege die durch sozialen Druck geschehende Traumabildung im Menschen zu eliminieren und ihm zu ermöglichen, je seine Persönlichkeit mit ihren besonderen Fähigkeiten zu entwickeln.“ Freilich bietet der Wohlfahrtsstaat auch eine besondere Gefahr. Man läßt sich leicht dazu verleiten, in der sozialen Wohlfahrt lediglich die Sicherung des Daseins zu suchen. „Es läßt sich nämlich im Wohlfahrtsstaat, möglicherweise im Gegensatz zu allen anderen Formen der Gesellschaft, recht gut von der eigenen unbequemen Persönlichkeit suspendieren und ohne sie durchkommen, irgendwie kann man sich schon immer nützlich machen und sein Gehalt als Fachmann und Angestellter einkassieren.“ Aber: „Wohlfahrt braucht nicht gleich der Sinn des Lebens sein, weil es nun einmal das Höchste ist, was der Staat leisten kann.“

Man kann der Auseinandersetzung mit den eigenen Problemen nicht nur dadurch entgehen, daß man die soziale Sicherheit zum Wichtigsten erhebt, sondern man kann sich ihr auch entziehen, indem man den Wohlfahrtsstaat angreift und ihn beschuldigt, abstumpfend auf uns zu wirken und uns durch all seine ökonomischen Sicherungen jeglicher Initiative zu berauben. Villy Sørensen ironisiert über derartige Angriffe auf den Wohlfahrtsstaat, und Ole Wivel nennt sie eine billige Scheinauseinandersetzung; er sagt in dieser Verbindung: „Die sozialen Wohlfahrtsveranstaltungen als eine Bedrohung der seelischen Aktivität zu empfinden, bedeutet, daß diese Aktivität auf dem Nullpunkt liegt.“ Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es nicht auch Dinge in der Gesellschaft gibt, gegen die angekämpft werden muß, dies ist aber nicht der Wohlfahrtsstaat als solcher, sondern etwas ganz anderes, nämlich jede „geistige Bevormundung“: „Der Kampf für soziale Gleichheit hat geistige Freiheit zum Ziel, und wenn unsere selbstbestellten politischen Verkünder das vergessen — was sie ab und zu tun —, so ist es unsere eigene Aufgabe, ihnen einen Fußtritt zu verabfolgen. Was wir von ihnen verlangen können, ist, daß sie dazu beitragen, die soziale, materielle Minimumsforderung, die der Ausdruck einer demokratischen Massenrücksicht ist, zu realisieren — im übrigen haben sie für Raum und Zeit zu sorgen, damit die geistige und kulturelle Maximumsforderung erfüllt werden könne; diese aber haben wir wahrhaftig selber zu formulieren.“

ZU DIESEM HEFT

Nicht ohne Absicht stellen wir unsere kurze, das letzte Heft des Jahrganges 1959 erläuternde Betrachtung diesmal in die Mitte. Sie greift nämlich sowohl vor als auch zurück. Sie erinnert daran, daß wir am Anfang des Jahres Porträts bedeutender deutscher und dänischer Männer des Grenzlandes angekündigt haben. Wir schließen diese Reihe nun zunächst mit den Beiträgen über Nolde (Carstensen) und — aus dänischer Feder — über W.-A. Linnemann (Rerup) ab. In beiden Beiträgen, sowohl in dem über den zu Weltruhm gelangten Emil Nolde aus dem Kirchspiel Buhrkall als auch in dem Aufsatz über den aus der Grenzgemeinde Harrislee stammenden vielgerühmten dänischen Autor W.-A. Linnemann, wird die besondere kulturelle Prägung unserer Landschaft deutlich.

Im zweiten Teil unseres Heftes folgen zwei der vier Vorträge, die auf dem vom Grenzfriedensbund vom 9. bis 11. Oktober veranstalteten Treffen deutscher und dänischer Pädagogen im Deutschen Haus in Flensburg gehalten wurden. Besonders der Vortrag von Dr. Heinz Dähnhardt gab Veranlassung zu Gesprächen zwischen den beiden nationalen Partnern, deren Offenheit einen fruchtbaren Hintergrund für die Erörterung der praktischen Schularbeit zur Förderung der deutsch-dänischen kulturellen Verständigung gab. Der praktischen Schularbeit dienten auch die Vorträge von Dr. Frederik Nielsen über die dänische Literatur seit 1945 und von Dr. Hans Peter Johannsen über Namen und Themen deutscher Literatur seit 1945. Wir veröffentlichen eine gekürzte Fassung des Vortrages von Dr. Nielsen sowie die -hb gezeichnete Würdigung des Vortrages von Dr. Johannsen im „Flensburger Tageblatt“. Auch an diese Vorträge schloß sich eine lebhafte Diskussion an. An die Spitze unseres Weihnachtsheftes stellen wir Ausführungen über „Entwicklungslinien und Möglichkeiten im kulturellen Leben des Grenzlandes“, die Dr. Hans Peter Johannsen auf dem Deutschen Tag in Sonderburg machte.

Wir beschließen wie üblich das Heft mit der Umschau, diesmal einem Beitrag über den Deutschen Tag und anderen Nachrichten, indem wir hoffen, daß wir unseren Lesern mit der Beigabe eines Farbendruckes von Emil Nolde eine besondere Weihnachtsfreude bereiten.

Emil Nolde

Zu den großen Söhnen unseres Grenzlandes gehört Emil Nolde. Sein Geburtsort Nolde und sein Sterbeort Seebüll liegen jenseits und diesseits der deutsch-dänischen Grenze im früheren Kreise Tondern.

Er liebte seine Heimat zwischen den Meeren und kehrte trotz vieler Reisen immer wieder zu ihr zurück. Auch Erwägungen aus einer bedrängten Zeit, in die Schweiz überzusiedeln, fanden in seinem Herzen keinen rechten Widerhall.

Heute sehen wir ihn als einen großen Deutschen, der die Kräfte und das Wesen unseres Landes im Bilde und in seinen Lebensbüchern festgehalten hat.

Ich hatte das Glück, Emil Nolde während vier Jahrzehnten zu kennen und will versuchen, ihn als Sohn unseres Grenzlandes zu schildern. Über seine Bedeutung als Künstler ist von Berufeneren geschrieben worden.

*

Die äußeren Daten seines langen Lebens zeigen ein wechselvolles Bild: Geboren am 7. August 1867 im Dorfe Nolde, handwerkliche Ausbildung an der Sauermannschen Schnitzschule in Flensburg, praktische Tätigkeit in den Städten München, Karlsruhe und Berlin, Zeichenlehrer am Gewerbemuseum in St. Gallen. Weitere Stationen seiner Wanderjahre sind Paris, Kopenhagen, Berlin, Hamburg und Flensburg. Auslandsreisen nach Italien, Rußland, Japan, China, Südseeinseln, England und Spanien. Gestorben am 13. April 1956 im Alter von achtundachtzig Jahren.

*

Emil Nolde entstammt einem alten Bauerngeschlecht; sein Vater war ein zäher, tüchtiger und kluger Friese und seine Mutter Schleswigerin mit reichem, feinem Schönheitssinn.

Sein Weg zum Künstlertum ging über eine handwerkliche Ausbildung, dies war das äußerste, in das sein Vater einwilligte, als er einsehen mußte, daß sein Sohn vom Malen und Gestalten nicht lassen konnte. Nolde besuchte keine Kunstakademie, wohl hin und wieder Kunstgewerbeschulen, schloß sich keiner Meisterschule an und war nie Schüler eines bedeutenden Künstlers, sondern bildete sich an dem Geschaffenen in Museen und Ausstellungen und ging dabei unbeirrbar seinen eigenen Weg. So gab ihm das Kopieren des Tizianbildes (Allegorie des Davalos) im Louvre in Paris die Gewißheit, daß er malen konnte, und stärkte sein Selbstvertrauen. Aber er begnügte sich nicht mit Kopieren, denn er hatte eine hohe Auffassung von der Kunst und den Aufgaben eines Künstlers, wie er es z. B. ausspricht in seinem Lebensbuch „Jahre der Kämpfe“: „Das Künstlersein ist ein triebhaftes Ringen mit Gott und der Natur, es ist ein Kampf in Lust und Leidenschaft, mit der Materie, mit den Menschen und mit seiner selbst, daß er sich nicht verliere oder verbrenne, denn tiefst in ihm brodelte es

wie die Glut inmitten unserer Erde.“

Noldes Weg zum großen Künstler war weit und hart. Er war schon über dreißig Jahre alt, als er sich der deutschen Öffentlichkeit stellte. Dabei stand er ganz allein, ohne eine vorbereitende, wohlmeinende Presse hinter sich zu haben, ohne Förderer, die ihm den Weg ebneten. Ihm blieb keine Kritik erspart, und je mehr er ausstellte, desto stärker wurde das Echo der bis dahin so schweigsamen Presse. Es war ein Echo, das nicht schmeichelhaft war. Nolde sagte dem von Frankreich nach Deutschland vordringenden Impressionismus in seinen Bildern den Kampf an. Den Höhepunkt erreichte die verschmähende Kritik im Jahre 1910, als Nolde gegen die Kunstpolitik Max Liebermanns offen Stellung nahm und er aus der Berliner Sezession ausgeschlossen wurde. Danach wurde es still um ihn. Von Menschen gemieden, von der Presse einfach totgeschwiegen, und wenn sein Name zwischen anderen Künstlern genannt wurde, wurde er gestrichen. So stand er isoliert da.

Heute ist Nolde anerkannt. Damals fanden sich nur wenige Einsichtige; doch der Freundeskreis wuchs. Noldes Kunst forderte zur Stellungnahme auf, und wer sich mit seinen Werken auseinandergesetzt hatte, der blieb ihm treu. Sein bester Freund wurde und blieb Professor Fehr aus der Schweiz. Das Folkwang-Museum in Hagen setzte sich für seine Kunst ein, Max Sauerlandt kaufte für das Museum in Halle das „Abendmahl“, und Gustav Schiefeler veröffentlichte den ersten Band vom graphischen Werk Noldes.

Nolde zur Seite stand Frau Ada, die tapfer und willig mit ihm Freud und Leid und Entbehrungen teilte. Sie ist aus seinem künstlerischen Werdegang nicht wegzudenken und war nach seinen eigenen Worten seine schärfste Kritikerin.

Die letzte schwere Enttäuschung wurde ihm durch den Nationalsozialismus bereitet. Die Hoffnung auf die Jugend, die verständnisvoll und begeistert zur Noldeschen Kunst strebte, wurde zerschlagen, als Hitler 1937 im Haus der Deutschen Kunst in München seine programmatischen Richtlinien über die deutsche Kunst entwickelte und Nolde als Exponenten der modernen Kunst angriff. Es folgte dann 1941 das Malverbot.

Damit war das Schaffen eines Künstlers lahmgelegt. Größte Ungewißheit lastete über seinem Werk. Seine Hände, die so manches Gemälde hätten schaffen können, waren gefesselt und auf unbestimmte Zeit zur Untätigkeit verdammt. Er durfte weder verkaufen noch ausstellen. In dieser dunklen und quälenden Zeit schrieb er den dritten Band seines Lebensbuches, „Welt und Heimat“, und in einem mir überreichten Manuskript lag ein Zettel: „Bitte vertraulich, weil in dieser Zeit meiner künstlerischen Einschränkung ich nicht weiß, was ich tun und nicht tun darf.“ Nolde hat das Malverbot ernstgenommen, und es sind in dieser Zeit keine Ölgemälde entstanden, wohl aber kleine, herrliche Aquarelle, die Ada die „ungemalten Bilder“ nannte und mit großer Freude in stillen Stunden und mit guten Freunden heimlich durchblätterte. Als dann nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches die Fesseln

von ihm genommen wurden, entlud sich die gestaute Kraft in einer explosionsartigen Schöpfung hervorragender Gemälde.

*

Mit den Schwierigkeiten, die jedem Sohn eines Grenzlandes begegnen, hat Nolde sich auf seine Art auseinandergesetzt. Noldes Geburt fällt in die Zeit nach 1864. Sein Geburtsname war Emil Hansen, später nannte er sich zur Unterscheidung von anderen Künstlern Hansen-Nolde, um dann den Künstlernamen Nolde anzunehmen. Nolde war Sohn seiner Heimat und erlebte die volklichen Auseinandersetzungen, ohne daran aktiven Anteil zu nehmen. Damals herrschte im nördlichen Teil Schlesiws ein Sprachengemisch, das sich in der Schule und in der eigenen Familie deutlich zeigte: Noldes Vater war Friese und hatte Friesisch als Muttersprache und Hochdeutsch als Schriftsprache, Noldes Mutter sprach und schrieb in dänischer Sprache. Noldes Muttersprache war Plattdänisch, in der Schule lernte er Hochdeutsch, im Religionsunterricht wurde Hochdänisch gesprochen, er verstand Plattdeutsch, das als Marktsprache in damaliger Zeit gesprochen wurde. Seinen Lebensbüchern merkt man deutlich die Anlehnung an plattdänische Ausdrucksweise in Wortstellung und Satzbau an.

Da handwerkliche Ausbildung und künstlerische Laufbahn ihn durch Deutschland führten, stellte er sich mehr und mehr auf die hochdeutsche Sprache ein, so daß er nur mit seinen Verwandten und gelegentlich mit seiner Frau Ada dänisch sprach.

Nolde stammte aus einer deutschgesinnten Familie. Durch seine Verbindung mit der Künstlerin Ada Vilstrup aus Kopenhagen stieß er anfangs bei seinen Brüdern auf Widerstand. Als er 1902 seine Lebensgefährtin im Elternhaus vorstellen wollte, verlief das nicht ohne peinliche Zwischenfälle; so z. B. wollte der älteste Bruder Hans seine dänische Schwägerin nicht kennenlernen und ging fort — später wurde Ada seine verständnisvollste Freundin. Ada Nolde war eine schöne, gütige und kluge Frau und hatte bald durch ihre Großzügigkeit die Herzen der Noldeschen Familie erobert, auch fand sie sich schnell und ohne Schwierigkeiten in die schleswigschen Verhältnisse hinein.

Durch die Abstimmung von 1920 wurde Noldes Geburtsort und auch sein Wohnsitz Utenwarf bei Mögeltöndern von Deutschland getrennt. So sehr er das Leben auf Utenwarf liebte und die Abgeschiedenheit von der geschäftigen Welt seinem Kunstschaffen zugute kam, so schwer empfand er die Trennung vom deutschen Kulturleben, die durch die Grenzziehung immer deutlicher wurde. Nolde entschloß sich daher, Nordschleswig zu verlassen, und fand eine neue Heimat unmittelbar südlich der Grenze, nachdem er an der ganzen Westküste Schleswig-Holsteins, in der Wilstermarsch beginnend, nach einem neuen Wohnsitz gesucht hatte. Die Landschaft um den Gotteskoogsee glich seinem alten Wohnsitz wohl am stärksten. Hier fand er eine damals noch von der Technik unberührte Landschaft, mit Reth, Wasserläufen und großen Wasserflächen. Auch hier war er wie auf Utenwarf

manchmal vom Wasser eingeschlossen, und nur ein Boot verband ihn mit der Außenwelt.

Der Entschluß, aus seiner nordschleswigschen Heimat herauszugehen, fiel ihm nicht leicht, denn er war mit seiner Heimat aufs engste verbunden, und er wollte ihr treu bleiben. Obgleich er Europa und die weite Welt kennengelernt hatte und in den Wintermonaten an Konzerten, Theateraufführungen, Vorträgen und dem geselligen Leben der Großstadt Berlin intensiven Anteil nahm, kehrte er doch in den Sommermonaten immer wieder in die einsame, ruhige Landschaft zwischen den Meeren zurück. So war sein Leben gespannt zwischen der weiten Welt und der Heimat, zwischen der Großstadt Berlin und dem einfachen Lande.

Der Entschluß, umzusiedeln, wurde ihm dadurch erleichtert, daß er in Dänemark für seine Kunst keine Resonanz fand. Nolde hatte während seines Pariser Aufenthaltes die französische Kunst angestaunt, sich eifrig um sie bemüht und sich dann bewußt mit starken Bildern von ihr abgesetzt. Dänemark aber war von dieser französischen Kunstrichtung so sehr beeinflusst, daß es den damals in Guderup auf Alsen schaffenden deutschen Künstler nicht erkannte.

Nolde wandte sich nach Deutschland und zu seinen deutschen Freunden, weil er hier Impulse für sein Kunstschaffen empfing und ihn das deutsche Kulturleben mehr anzog als das dänische. Er behielt aber die durch die Abtretung automatisch übernommene dänische Staatsbürgerschaft trotz seiner deutschen Gesinnung bei, nicht aus Berechnung, sondern weil sein Geburtsort nun in Dänemark lag.

Ada und Emil Nolde lebten für ihre Kunst und kümmerten sich nur soweit um die Politik, wie sie selber davon betroffen wurden. Nolde war ängstlich bemüht, seine Kunst nicht in den Dienst irgendeiner Politik geraten zu lassen.

*

Wenn man bei Noldes zu Gast war, dann herrschte immer eine freundliche Atmosphäre. Frau Ada führte die Unterhaltung; sie war klug, einfallsreich und mitfühlend. Nolde hörte aufmerksam zu. Er sagte nie viel, vor allem nicht in größerer Gesellschaft. Wenn ihn aber ein Gesprächsthema interessierte, fragte er auch mal dazwischen. Nolde ließ sich gern etwas vorlesen, und dann wunderte man sich über die exakten Fragen, die er stellte.

Wer ihn besuchen wollte, fand in den Wintermonaten leichter Zugang zu ihm, denn dann war er auf Besucher eingestellt.

In den Sommermonaten dagegen zog er sich zurück, und Frau Ada sorgte in rührender Weise dafür, daß alle Einflüsse, die seine schöpferische Unruhe stören könnten, von ihm ferngehalten wurden. Dann fanden selten Besucher den Weg in sein Haus in der schleswigschen Heimat, und wenn sie unangemeldet erschienen, mußten sie unverrichteter Dinge wieder umkehren. Ada kannte die seelischen Regungen ihres Mannes genau und wußte, wann er, von innerer Unruhe getrieben, wieder zu seinen Farben greifen würde. Sobald die Zeit für neue Schöpfungen reif

war, hielt sie alles von ihm fern, was ihn stören könnte und ging nicht in seine Werkstatt, bevor er nicht selber den Pinsel aus der Hand legte.

Nur an einem Sommertag ruhte die Arbeit in der Werkstatt des Künstlers. Das war am 7. August, dem Geburtstag Emil Nolde. Dann kamen Gäste von nah und fern, Verwandte aus Dänemark und Freunde aus allen Teilen Deutschlands, um in festlichem Rahmen den Geburtstag des verehrten Meisters zu begehen. Nolde ließ an diesem Tage mit Gleichmut alle Ehrungen über sich ergehen. Er freute sich, seine Verwandten, Freunde und Bekannten wiederzusehen, hatte immer ein Wort für andere und nahm mitfühlend am Schicksal seiner Gäste teil. Nolde wollte gar nicht gern im Mittelpunkt stehen, denn er war ein bescheidener und zurückhaltender Mann. Diese Feier aber glich einer Familienfeier und trug nicht den Stempel eines offiziellen Empfangs. Eine besondere Note erhielt der Tag dadurch, daß Nolde seinen Gästen die im letzten Jahre neu entstandenen Bilder zeigte.

Nolde legte wenig Gewicht auf äußeren Glanz; seine Kleidung war einfach, seine Wohnung war zweckmäßig eingerichtet, und der Lebensunterhalt blieb auch in besseren Tagen einfach und unverändert. So ist Nolde zeitlebens der schlichte, aufrechte Friese geblieben, fest verwurzelt in seiner Heimat, mit schwerem Kleiboden unter seinen Füßen.

Nolde lehnte Besucher, die viel redeten, innerlich ab, erst recht dann, wenn sie über seine Bilder so viel zu reden wußten. Er war der Ansicht, daß seine Bilder nicht durch den Intellekt erfaßt werden sollten, sondern daß sie erlebt werden wollten. Er war aufdringlichen Menschen gegenüber hilflos; sie waren ihm unangenehm. Seine Frau fing oft die zudringlichsten Fragen im voraus auf und war ihm so eine wertvolle Entlastung. Mit der Kritik an jungen, aufstrebenden Künstlern hielt er sich zurück, um sie nicht in ihrer Entwicklung zu hemmen. Er scheute sich davor, über Dinge, die nicht seine Kunst angingen, ein entscheidendes Urteil zu fällen.

Nolde war ein eckiger Friese, der seinen eigenen Kopf hatte. Nicht nur in den erbitterten Kämpfen um seine Kunst, sondern auch im täglichen Leben zeigte er diese Eigenwilligkeit.

Ein gewisser Argwohn war ihm eigen, wie er in bäuerlichen Kreisen oft zu finden ist und der durch die Erfahrungen eines langen Lebens wiederholt Nahrung gefunden hatte. Seinen Freunden gegenüber zeigte er stets ein offenes Herz.

Als Künstler war er zielsicher, hatte einen unvernichtbaren Glauben an seine Kunst und hielt unbeirrbar an seinen Grundsätzen fest.

Nolde lebte mit seinen Bildern, hatte er doch in ihnen eine besondere Welt eingefangen. Er war glücklich, wenn er sie zeigen konnte. War es ein Bild, das frisch von der Staffelei kam, dann huschte ein Lächeln über sein Gesicht, und er war gespannt, welchen Eindruck es auf den Beschauer machte. Manchmal erhielt das Bild in diesen Stunden seinen Namen. Die anderen Bilder standen vielfach hintereinander im Bildersaal. Nolde ging still umher und stellte Bilder vor den

Beschauer hin, holte dieses und jenes nach vorne und freute sich, wenn seine Bilder seine Gäste beeindruckten. Je nach der Ansprechbarkeit und Aufnahmebereitschaft kamen ganz verschiedene Bilder zum Vorschein; ab und zu zeigte er sehr starke Bilder.

Nolde sah die Bilder ungern aus seinem Besitz scheiden; aber er mußte einige verkaufen, um leben zu können. Von einigen Bildern trennte er sich nie. Sie befinden sich zum Teil im festen Bestand der Nolde-Stiftung. Es war ihm nicht gleich, wer das Bild erwerben wollte, und ich glaube wohl, daß er dann einen Verkauf ablehnte, wenn der Käufer ihm nicht recht war oder er annehmen mußte, daß mit seinen Bildern spekuliert werden würde. Nolde wollte gern Bilder bei solchen Menschen wissen, die sich ehrlich darüber freuten und denen das Bild etwas bedeutete. Er freute sich, wenn unverbildete Menschen Zugang zu seinen Bildern fanden, denn sein Bestreben war, aus den Urgründen mit einfachsten Mitteln zu gestalten.

Wie gern war Nolde in seiner Heimat, und wie gern wünschte er, von seinen Landsleuten richtig verstanden zu werden, zeigte er ihnen doch in seinen Farben das Leben in ihrer Heimat, ihre Landschaft, ihre Friesenhäuser, ihr Meer, ihre Blumen, die saftig grünen Weiden und ausgeprägte Wolken am überhohen Himmel.

Nolde hatte in der Zeit der Diffamierung große Sorgen um seine Bilder. Die Kriegseinwirkungen machten alle Entschlüsse schwer durchführbar und zehrten an den Kräften des Künstlerpaares. Wohin sollten sie ihre Bilder in Sicherheit bringen? Sie waren als Künstler geächtet und ihre Bilder vogelfrei. In die Berliner Wohnung in der Bayernallee fiel eine Bombe und vernichtete die in ihrem Besitz befindliche Graphik und einige wertvolle Bilder, über Seebüll flogen gegen Kriegsende feindliche Tiefflieger. Nolde fürchtete, daß man sein hohes, flaches Haus als Beobachtungsstand ausersehen könnte.

Welches Schicksal würden die ausgelagerten Bilder haben? — Drei Bilderrollen mit 43 wertvollen Ölgemälden wurden durch einen befreundeten Arzt in die märkische Schweiz ausgelagert und beim Einmarsch der Russen von diesen zerschnitten und verfeuert.

Solche Nachrichten lasteten schwer auf Ada und Emil Nolde und waren mitbestimmend dafür, daß seine Absicht, den Städten Flensburg, Kiel und Hamburg ein Bildgeschenk zu machen, vereitelt wurde.

Das „Abendmahl“, auf Umwegen in den Noldeschen Besitz zurückgekehrt, befand sich auf Seebüll und wurde seit dem Frühjahr 1942 in meinem Elternhaus in Achtrup verwahrt, wo es mit sieben anderen Bildern zusammen als „Teppichrolle“ im Kleiderschrank stand, um dann im November 1944 von Noldes Neffen nachts über die Grenze nach Nolde geholt und anschließend nach Hadersleben weitergebracht zu werden. Als meine Frau und ich diese Rolle von Seebüll nach Achtrup mitnahmen, winkten uns Ada und Emil Nolde von ihrer Warft mit einem Bettlaken solange zu, bis wir auf dem Wege nach Aventoft ihren Blicken entschwanden. Diese Bilderrolle ist

dann „Statens Museum for Kunst“ in Kopenhagen testamentarisch vermacht worden und stellt einen Dank Noldes an die Vaterstadt seiner Ada dar. Es ist mir nicht ganz verständlich, warum dieses großzügige Geschenk erst drei Jahre nach seinem Tode im August 1959 vom Staatsmuseum in Kopenhagen akzeptiert wurde.

In der Einleitung zu seinem Testament drückt Nolde seine Verbundenheit mit Dänemark und Deutschland so aus: „Dankbar der Heimat, die uns eine sonnige Kindheit erleben ließ und dankbar den Landen, die uns in schweren und guten Zeiten Schutz und Förderung gaben, Dänemark und Deutschland, errichten wir eine „selbständige freie Stiftung“ zur Förderung der Liebe der Allgemeinheit zur Kunst und zum allgemeinen Nutzen.

Und am Schluß sagt er: „Es ist von einem Kunstgelehrten gesagt worden, daß die Kunst Emil Noldes eine Brücke der Verständigung zwischen Skandinavien und Deutschland werde bilden können. Wenn es geschehen möge, sei dies — neben allem Künstlerischen — eine schöne Erfüllung meines Lebens.“

Das Künstlersein ist ein triebhaftes Ringen mit Gott und der Natur, es ist ein Kampf in Lust und Leidenschaft mit der Materie, mit den Menschen und mit seiner selbst, daß er sich nicht verliere oder verbrenne, denn tiefst in ihm brodelte es wie die Glut inmitten unserer Erde.

EMIL NOLDE

Willy-August Linnemann

Zwischen dem Verfasser dieses Aufsatzes und der Redaktion wurde ein Schriftwechsel geführt, da wesentliche Meinungsverschiedenheiten über den politischen Gehalt der früheren Arbeiten Linnemanns und über den Platz, den diese im Gesamtwerk einnehmen, bestehen. Die Verschiedenheit der Auffassung dürfte ihren Grund im wesentlichen darin haben, daß der Autor nicht gern Kultur und Politik zu sehr voneinander trennt.

Willy-August Linnemann wurde 1914, im Jahre des Kriegsausbruchs, als Sohn des Ziegelbrenners August Linnemann in Harrisleefeld geboren. Ehe er zur dänischen Schule kam, mußte er den damals obligatorischen vierjährigen Besuch der deutschen Volksschule durchmachen, darauf machte er die Prüfung der mittleren Reife auf „Duborg-Skolen“ und hat — nachdem er in Tarm die Reifeprüfung gemacht hatte und nach einem Aufenthalt auf der Volkshochschule in Askov — kulturgeschichtliche Studien in Dänemark, Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien, Marokko, Österreich, Jugoslawien und Griechenland betrieben. Außer den unten besprochenen, in Buchform erschienenen Arbeiten liegen Hörspiele, Gedichte, Novellen und eine lange Reihe von Feuilletons aus seiner Hand vor. Ein Teil dieser Feuilletons wurde zu dem Buch *Syd for Pyrenæerne* (1953; Südlich der Pyrenäen) zusammengestellt, Eindrücke eines vierjährigen Aufenthaltes in Spanien vermittelt. Das ganze schriftstellerische Werk Linnemanns trägt das Gepräge seiner schleswigschen Herkunft, was sich allerdings auf sehr verschiedene Weise äußert. Wenn wir ganz von dem schleswigschen Lokalkolorit absehen, das fast überall anzutreffen ist, ist es besonders bemerkenswert, daß Linnemann in seinem Erstlingswerk, dem Roman *Sangen om de lyse nætter* (1939; Das Lied von den hellen Nächten) und in dem Roman *Natten før freden* (1945; Die Nacht vor dem Frieden) sich als dänischgesinnter Schleswiger außerordentlich stark gegenüber Deutschland bzw. dem Nationalsozialismus verhält. Dasselbe gilt von dem Schauspiel *Slesvig* (1946), einem scharfen Beitrag gegen die Auswüchse deutschen und preußischen Wesens. In dem Roman *Mit land lå i mørke* (1949; Mein Land lag im Dunkel) unterwirft er die Motive der Neudänen einer eingehenden Untersuchung. Erst in Linnemanns beiden letzten und zusammenhängenden Büchern: *Bogen om det skjulte ansigt* (Das Buch vom verborgenen Antlitz), das mit dem Untertitel *Europafort ællinger* (Europaerzählungen) 1958 erschien, und *Døden må have en årsag* 1959; Der Tod muß eine Ursache haben), das den zweiten Teil der Europaerzählungen ausmacht, tritt das Schleswigsche hervor als ein sanft bebender Untergrund, und das Land und seine Bewohner werden, ohne daß überhaupt erwähnt würde, wo wir uns befinden,

und ohne daß über Deutsch oder Dänisch gesprochen würde, auf bestrickende Weise überall vergegenwärtigt. Vielleicht wirken gerade deshalb diese beiden Bücher um so stärker; erst in ihnen, möchte man sagen, ist es Linnemann gelungen, dem spezifisch Schleswigschen allgemeingültigen Ausdruck zu verleihen, so daß sich die Erzählungen über die Heimatliteratur hinaus zu wirklich literarischem Rang erheben. Dieses trifft nur mit Einschränkungen auf seine Werke bis 1949 zu. Nicht daß Linnemann schlechte Absichten habe. Bei weitem nicht, er hat zu gute und zu viele. Aber abgesehen von der gewiß hier und da etwas unsicheren sprachlichen Behandlung und der unfertigen oder experimentierenden kompositorischen Geschicklichkeit, die für einen Anfänger natürlich sind, schleppt sich Linnemann bis 1949 mit einer so schwerlastenden und künstlerisch so gefährlichen nordisch-volklichen Ideologie herum — vielleicht ein Erbe des Aufenthaltes in Askov —, daß man es als eine Befreiung empfindet, als die Scheuklappen fallen und ein weit mehr elementarer und erdhafter Dichter den Kopf hervorsteckt.

*

Sangen om de lyse nætter ist äußerlich eine Erzählung — übrigens eine spannende Erzählung — von einer Grenzlandehe, die kurz vor dem ersten Weltkrieg geschlossen wird und deren Entwicklung und Reifen wir bis kurz nach der nationalsozialistischen Machtergreifung folgen. Das Milieu der Handlung ist hauptsächlich flensburgisch oder richtiger harrisleefeldisch, jedoch mit starken Einschlägen eines nordschleswigschen Bauernmilieus. Bodil, der weibliche Teil dieser Ehe, ist eine sehr dänische nordschleswigsche Bauerntochter, während Iver, ihr Mann, aus einer „blaketten“ Flensburger Familie stammt. Das junge Ehepaar siedelt sich in Harrisleefeld an, Iver ist Ingenieur an der Werft, der Krieg und die darauf folgende Depression sind harte Zeiten der Prüfung, aber die beiden halten aus, obwohl sie sich zeitweise wie Fremde gegenüberstehen, und finden schließlich einen bescheidenen und ungeborgenen Halt in der gemeinsamen Arbeit für die dänische Minderheit in Südschleswig; die schwermütige Beleuchtung über dem Ganzen wird in dem Titel des Buches angedeutet, der dem Vers entnommen ist: „Bald ist die Zeit der hellen Nächte vorbei, und das Dunkel steigt hinter den tiefen Wassern“; man bedenke, daß das Buch im Jahre des Kriegsausbruchs, 1939, erschien.

Aber das Buch ist weit mehr als eine geschickte Darstellung der Entwicklung einer Ehe. Man findet dort eine Reihe von Milieuschilderungen, die, besonders wo sie die schlichten Heime in Harrisleefeld betreffen, mit einer bemerkenswerten Scharfsichtigkeit gezeichnet und von bedeutendem sozialen Interesse sind, während mir das nordschleswigsche Milieu zu klischiert dargestellt zu sein scheint, zu viel „wie es sein sollte, nicht, wie es eigentlich gewesen“. Aber diese Schilderungen sind auch nicht das Zentrale, obschon sie vielleicht das in literarischer Hinsicht Wertvollste am Buche sind. Wir wollen uns viel eher mit der Veranschaulichung der verschiedenen Formen des Nationalgefühls bei Linnemann auseinandersetzen.

Da wäre zuerst ihr Ausgangspunkt, das vorweltkriegliche nordschleswigsche Bauerndänentum, rüstig und stark, mit einer ausgeprägten Verachtung für die invadirten Preußen und die wenigen Überläufer unter der einheimischen Bevölkerung. „Seid ihr nicht etwas lasch?“, fragt Bodils Vater seinen angehenden Schwiegersohn und gibt der Meinung Ausdruck, daß die nationale Schlawheit der verstärkten Mittelschleswiger aus deren Streben nach dem Glück entspringt. „Wenn ihr auf das Glück baut, werdet ihr zu Ästhetikern und müßt unbedingt immer in eurem Sonntagszeug herumlaufen, und dann könnt ihr nicht all das ertragen, was über euch hinweggegangen ist.“ In Übereinstimmung mit dieser Auffassung hat das nordschleswigsche Dänentum in Linnemanns Buch seinen Schwerpunkt nicht im Gegensatz zum Deutschen, sondern in einer ethischen Grundlage, die in Gott verankert ist.

Wie verhält es sich nun mit Iver Iversens „ästhetischem“ Dänentum? Um seine ursprüngliche Natur zu verstehen, ist es notwendig, es an seiner Quelle, in Ivers Heim, aufzusuchen. Seine Mutter, einer adligen reichsdeutschen Familie entstammend, ist mit einem etwas unwirklichen Strich gezeichnet, sie ist ätherisch ästhetisch, zurückhaltend, vornehm; erst Versailles empört sie im Namen Deutschlands, am meisten jedoch, weil der Vertrag „einen asiatischen Glauben daran, daß man ein großes Volk knechten könne“, zum Ausdruck bringt. Sein Vater ist wirklicher geschildert, als Arzt auch lebensnaher, er ist bekennender Agnostiker, ein Kosmopolit eigentümlichen Schlages. Seine Stellungnahme zu den Problemen Schleswigs wird veranschaulicht durch folgende Formulierung aus einigen Aufzeichnungen, die er angeblich als ganz junger Mann geschrieben haben soll: „Wir streben das Weltbürgertum an, denn nur der, der das Ende der Welt erreicht, der Weltbürger, wird in die Gegenden hinüberreichen können, die wir noch nicht fassen. Darum wollen wir unserer Heimat treu sein, denn nur, wer mit seinem Ursprung in Verbindung steht, der, der sich nähren läßt und deshalb nähren kann, hat die Kraft, das Ziel zu erreichen. Die Quelle nährt das Meer. Wer seine Heimat verleugnet, wird seinen Ursprung verleugnen, wird sich außerhalb des Lebens stellen; denn das Gesetz für alles Lebende ist dies: die Quelle nährt das Meer, das Meer die Quelle. — Aber der, der bei seinen Voraussetzungen stehenbleiben will, muß versumpfen. Sümpfe entstehen aus Wasser, das sich an der Quelle staut. Nur, wer das Weltbürgertum anstrebt, wird dem Gesetz für alles Lebende zufolge der Heimat treu bleiben.“

Ein solch harmonischer, geistig hochstehender Kosmopolitismus ist nicht jedermanns Sache und wird wohl, wie von Linnemann angedeutet, in einem Grenzland nur in starker Isolation durchgeführt werden können. Es ist deshalb auch nicht weiter verwunderlich, daß die beiden Söhne, Peter und Iver, „ausschweifig“ werden. Iver hat eine merkwürdige Erklärung für dieses Verhältnis. Er stellt fest, daß „alle wir Verträumten“, zu denen er sowohl seinen Bruder als auch sich selbst zählt, „uns trotz

allem, oder eher vielleicht all diesem zum Trotz, nach lebendigem Leben, fort von dem konstruierten, sehnen. Aber ein Leben, gelebt im Guten wie im Schlimmen, befreit vom Glück mitsamt seiner wohlfeilen Moral.“ Gott dagegen kann er nicht anerkennen, „ein Leben, gelebt im Guten wie im Schlimmen, das von Belohnung und Strafe bedingt ist, ist mir zuwider, und damit ist alles gesagt. — Vielleicht ist es so, daß wir unserem Erbe zum Trotz die Verträumten wurden. Aber auch wir können uns nicht damit begnügen, zu träumen. Meine Eltern haben davon zehren können — und können es nach wie vor —, daß die Wahrheit die Grundlage für jegliche Überzeugung ist, und daß jeder Mensch sie seiner Natur gemäß bebaut; darum sind sie Weltbürger. Auch Peter, mein Bruder, und ich können davon zehren, aber nicht davon allein. Mein Bruder muß zugleich ein Deutscher, ich ein Däne sein; denn ist meine Sehnsucht nach Schleswig etwas anderes als der Wunsch, meiner Phantasie zu entrinnen?“

Diese Erklärung erschöpft zwar nicht Iver Iversens Dänentum und gar nicht die Entwicklung, die es im weiteren Verlauf des Buches erfährt, aber sie legt doch etwas von der interessanten Grundform dieses Dänentums bloß: der gesteigerte individualistische Personenkult der älteren Generation, der gerade wegen seines individualistischen Charakters eine nationale Indifferenz ermöglichte, vermag nicht die Jüngeren auszufüllen, die in den sich entwickelnden Massengesellschaften eine breitere Berührungsfläche mit den sie umgebenden sozialen und menschlichen Problemen, mit dem lebendigen Leben haben. Die Leere wird mit dem Traum nach einem umfassenderen Zusammenleben angefüllt. Für den einen ist der Traum Deutschland, für den anderen Dänemark — und der Roman handelt dann weiter davon, wie Deutschland für Peter der Nationalsozialismus wird, der in System gesetzte Massenführung und Massenausnutzung ist, und wie das Dänische für Iver das konkrete Handeln für die Schwachen in der Gesellschaft wird, als er und Bodil allmählich sich gefunden haben.

*

In *Natten før freden* ist die Problemstellung deutsch-dänisch insofern schärfer; was ja auch nicht weiter verwunderlich ist, da das Buch wenige Wochen nach Kriegsschluß erschien, noch unter dem Eindruck der Besetzung, die in Dänemark so große Bitterkeit hervorgerufen hat. Wie der Erstlingsroman ist das Buch spannend, wohl etwas zu spannend erzählt, und es enthält Schilderungen des Grenzlandmilieus, die durch ihre genaue sinnliche Wahrnehmung und Erlebtheit eindrucksvoll sind; rein bezaubernd sind ein Teil Kinderszenen, die vollauf die großen artistischen Fähigkeiten Linnemanns beweisen.

Übrigens schließt sich das Buch an das vorhergehende dadurch an, daß es eine Art Fortsetzung in einer noch jüngeren Generation ausmacht, der kleine Muusbeker Junge, Hans Paulsen, der die Hauptperson des Buches ist, wurde einige Jahre vor der Wiedervereinigung 1920 geboren, und das erste seiner Erlebnisse, mit dem wir bekanntgemacht werden, ist seine Verwunderung darüber, als er mit seinen Brüdern

nach der kürzlich gezogenen Grenze gelaufen ist, den tiefen und unübersteigbaren Riß gar nicht gewahrwerden zu können, von dem die Erwachsenen gesprochen haben. Sie erblicken nur einige Gendarmen und einen großen gelben Hund, die ihnen den Weg weiter nach Norden versperren. Wie Linnemann besucht der Junge später die deutsche Volksschule während der obligatorischen vier Jahre, macht die mittlere Reife auf Duborg-Skolen, das Abitur in Dänemark und bewirbt sich nach einer Studienzeit in Kopenhagen um die dänische Staatsangehörigkeit. Er tritt in dänische Staatsdienste, beteiligt sich an der Arbeit der Widerstandsbewegung, wird verhaftet, gefoltert und als Blinder freigelassen, nachdem er während eines momentanen Zusammenbruchs sich den Tod gewünscht hat. Als Blinder geht er daraufhin illegal über die Grenze, wandert als Verkünder einer Botschaft des Nordens und der Menschlichkeit in Südschleswig, bis er von der Gestapo und der SS eingekreist wird, mit denen zusammen er sich in die Luft sprengt. Seine Witwe erschießt kurz darauf in Dagmarhus den Quälgeist ihres Mannes, wird selbst von herbeieilenden Militärpolizisten getötet, während die von Hans Paulsen verkündete Botschaft in der schlichten südschleswigschen Bevölkerung sprießt.

Das Buch ist schwer von Vorwürfen gegen Dänemarks apathische Politik in den dreißiger Jahren, und es ist andererseits aus einer so leuchtenden Hoffnung auf die künftige Entwicklung in Dänemark heraus geschrieben, daß man sich immerzu veranlaßt fühlt, sich den Hintergrund der Entstehung vor Augen zu halten, um nicht ungerecht in seinem Urteil zu verfahren. Was jetzt zu hochgespannt und leidenschaftlich wirken kann, mag in einer sonst aufgeregten Zeit ein verhältnismäßig abgedämpfter Ausdruck gewesen sein.

Das Hauptproblem des Buches ist der Kampf zwischen Hans Paulsen und Herrn Kielau, der erst der deutsche Lehrer des Jungen auf der Volksschule in Harrisleefeld und später als SS-Brigadeführer in Dänemark der Gegner des Freiheitskämpfers ist. Stark vereinfacht und somit der vielfacettierten Schilderung des Romans ungerecht werdend, die ahnen läßt, daß der erzwungene deutsche Schulbesuch Narben in Linnemanns Gemüt hinterlassen hat, kann man den Unterschied zwischen den Einflüssen, denen der Junge in der deutschen und der dänischen Schule ausgesetzt ist, mit dem wiedergeben, was Hans Paulsen an beiden Orten über die Ameisen gelernt hat. In der Version des Herrn Kielau wird die todesverachtende Gemeinschaftsidee der Ameisen hervorgehoben, sie „wissen nämlich, daß sie ja sowieso vernichtet werden, wenn der Bau zerstört würde“. Der Ameisenstaat ist ihr Einundalles, und das Geheimnis seiner Größe und Kunstfertigkeit ist die gute Organisation der Ameisen. —

Im zweiten Fall wohnen wir einer Stunde in dänischer Geschichte auf Duborg-Skolen bei, der Lehrer erzählt von der Genossenschaftssache und der Arbeiterbewegung „und erklärt, wie diese Bewegungen die untere Klasse in den Stand freier und selbstbewußter Bürger emporgehoben haben, die, auf gleichem Fuß mit den Besten

stehend, an der Regierung des Landes teilnahmen.“ „Man soll also Zusammenhalten wie die Ameisen?“, fragte Hans Paulsen. „Nicht ganz so. Die Ameisen halten aus Furcht und Trieb zusammen, und das einzige Ziel des Ameisenhaufens ist die Organisation. Die dänische Genossenschaftssache und die Arbeiterbewegung dagegen fußen auf freiwilliger Zusammenarbeit, und das Ziel sind gute geistige und soziale Verhältnisse für alle.“ „Man soll sich also auch gernhaben?“ — „So kann man es auch nennen.“

Wir stoßen hier auf dasselbe, wie im Verhältnis zwischen Peter und Iver Iversen, aber während sich die beiden Brüder nur immer weiter auseinanderlebten, hat der Krieg zur Folge, daß Paulsens und Kielaus Anschauungen in einer brutalen Auseinandersetzung, die nur einem die Möglichkeit zum Überleben läßt, aufeinanderprallen müssen. Der Zusammenstoß findet im Folterkeller der Gestapo statt, und man darf wohl sagen, daß Kielau jetzt andere und furchtbarere Erziehungsmittel in Händen hat als diejenigen, die ihm zur Verfügung standen, als er versuchte, dem dänischen Jungen seinen Glauben zu suggerieren, indem er immer wieder mit der kommenden europäischen Neuordnung auf ihn einredete. In einer dieser erschütternden Folterszenen ruft der gequälte Hans Paulsen aus: „Ja, Sie haben schon verloren, Herr Kielau. Erinnern Sie sich, was Sie uns lehrten, als Sie damals noch Lehrer auf der Volksschule in Harrisleefeld waren? Sie sprachen von den blutenden Grenzen Deutschlands und von der großen Ungerechtigkeit, die Ihrem Lande widerfahren sei. Aber Sie und Ihre Genossen haben nicht vermocht, ein großes Deutschland zu schaffen, wohl aber ein Großdeutschland, schwächer als es je eine Macht gewesen ist. Alle eure Ideen sind in Sadismus geendet, und alle eure Pläne haben nur zerstören und nicht aufbauen können. Und wie mächtig ihr auch geworden sein mögt, habt ihr nicht vermocht, euch Freunde zu verschaffen, wohl aber Lakaien und Sklaven, aber nicht einen einzigen Bundesgenossen. Ihr steht allein, ganz allein mit eurer Grausamkeit, ohne Freunde und ohne Rückhalt am geschichtlichen Deutschland, denn das habt ihr zerstört. Deutschland ist nämlich kein Ziel für euch gewesen, sondern nur ein Mittel zur Auslösung eurer Machtgelüste.“

Und in einem anderen Wortwechsel werden die beiden Anschauungen noch härter einander gegenübergestellt. „Gott ist tot!“, rief Kielau befehlend. „Haben Sie es noch nicht gelernt?“ — „Nein, Gott ist nicht tot. Nur bei den Bösen und Unfruchtbaren hat Gott nicht mehr seinen Gang. Aber überall, wo Leben sprießt, da ist auch Gott! Überall, wo Menschen arbeiten und aufbauen und neue Werke schaffen, da ist auch Gott! Überall, wo Menschen füreinander arbeiten, da ist auch Gott! ... „Quatsch“, fuhr ihn der SS-Brigadeführer Kielau verächtlich an. Was sollten die Leute mit einem neuen Glauben anfangen? Die Leute wollen einen Lebensunterhalt und Aussicht auf eine Rente. Glauben können sie für billiges Geld im Radio, im Kino und in den Zeitungen haben; für den brauchen sie nicht zu kämpfen. Sie vergessen, daß wir uns im 20. Jahrhundert befinden und in einer industrialisierten Welt leben, und daß das

einzig, wofür die Leute jetzt kämpfen wollen, eine Arbeitskarte und eine Nummer im Glied ist.“

Aus dem Angeführten geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß Linnemann sich nicht mit einer oberflächlichen Auffassung des Verhältnisses deutsch-dänisch begnügt; er schürft tiefer, bis zur religiösen Grundlage hinab, und stellt seine Leser vor eine schonungslose Wahl zwischen einer gottlosen Massengesellschaft und einer religiös bedingten volklichen Gemeinschaftlichkeit; aber selbstverständlich darf man nicht vergessen, daß die Zeitumstände zu solch unbedingten Kundgebungen aufforderten, ja geradezu danach verlangten.

*

Ein kleines Schauspiel in vier Akten, *Slesvig*, ist die nächste von Linnemanns Arbeiten; das Geschehen spielt sich im Sommer und Herbst 1945 im südlichsten Südschleswig ab und schildert einige der Probleme, denen die Kriegsheimkehrer in dem von Flüchtlingen überfüllten Landesteil ausgesetzt sind. Im schriftstellerischen Werk wirkt es wie ein Fremdkörper, als sei es ausgelöst durch das Verlangen, auch Stellung zu nehmen zu den Vorgängen, die sich während dieser Zeit in Südschleswig ereigneten. Das Stück macht den Eindruck, als sei es nicht auf Selbsterlebtem aufgebaut. Das Milieu, eine alte Ziegelei und die dazugehörigen Gestalten, wirkt echt genug, allein die ganze übrige Atmosphäre ist konstruiert und künstlich. Ein ernster Versuch, die Motive des Neudänentums aufzudecken, liegt dagegen in *Mit land lå i mørke* vor, ein im Verhältnis zu den beiden ersten Romanen gedämpftes Buch, das zugleich verwirrend und befreiend ist, wohl, weil es mit einem so hintergründigen Humor geschrieben ist, daß man bisweilen nicht richtig weiß, wie man den Autor zu nehmen hat.

Der Erzähler ist der Arzt Godewind, aus einem alten, vornehmen Flensburger Geschlecht stammend; auf Grund seiner Familientraditionen — die Familie betreibt Reederei — fühlt er sich ziemlich erhaben über die nationalen Anfechtungen, in die sich seine Jugendfreunde und eine reizende, vortrefflich charakterisierte Jugendfreundin nach Ende des letzten Krieges verstricken. Die Handlung spielt in Flensburg, und das Buch enthält so vorzügliche Milieuschilderungen, daß Flensburger beider nationaler Gruppen schon aus diesem Grunde mit dem Buch Bekanntschaft machen müßten.

Die Komposition könnte man kammartig nennen. Wir erleben das Ganze als einen Bericht Godewinds, der unentwegt von den gegenwärtigen Ereignissen aus auf seine Kindheit und Jugend und die seiner Freunde zurückblickt. Obschon man vielleicht ein so überdramatisches Element wie den Überfall einer ostpreußischen Räuberbande auf den Bauernhof eines Freundes und einige Abschnitte, in denen Godewind Linnemann zitiert, entbehren möchte, ist das Buch durch seine barocke Üppigkeit der Phantasie und seine lebensnahe Personengalerie eine solche Perle, daß man dem Autor die allzu aktuelle Problematik verzeihen möge.

Was ist es denn, was die Personen des Buches an das Dänentum heranführt, diese „Schleswiger, von zwei Kulturen umworben, ein Grenzvolk mit allen seinen krämerhaften und berechnenden Zügen, aber auch mit seinem unabschüttelbaren Schmerz, seiner Weisheit und seiner Sehnsucht nach Frieden?“ Es ist unmöglich, die tiefeschürfenden und einführenden Betrachtungen in einigen wenigen Sätzen wiederzugeben. Jedenfalls kann nur von Andeutungen die Rede sein. Godewind hatte einst im Kriege ein Erlebnis während einer Nacht draußen auf der Nordsee, als er wachliegt und dem Wasser jenseits der Schiffswand lauscht. Ein Erlebnis von erschreckender Einsamkeit. Es taucht wieder auf, während er in einer Dämmerstunde nach dem Kriege dem Vater einer seiner verstorbenen Freunde gegenüber sitzt; diesen „Freund“ muß man in Anführungsstriche setzen, zwar war er ein Teil von Godewinds Kindheit, aber ein gemeiner und brutaler Teil, gehaßt und verachtet von dem feinsinnigen Godewind. Dieser Mann drang hoch hinauf in der nazistischen Rangordnung, Godewind selbst hat sie bekämpft, und jetzt sitzt der Vater des verstorbenen Freundes vor ihm und sagt: „Sie waren ja Rudolfs bester Freund.“ Der Erzähler fährt fort: „Die Anvertraung des Alten machte mich frieren ums Herz. Wenn ich der beste gewesen bin, wie sind dann erst die anderen gewesen? ... Ich fühle jetzt nur Schuld, eine wachsende Mitverantwortung an seinem tragischen Schicksal.“ Und es ist ihm „wieder wie in jener Nacht auf der Nordsee. Hinter dem Fenster bewegten sich die Menschen wie Fische im Wasser. Ich wußte nicht, woher sie kamen und wohin sie gingen und was sie eigentlich beabsichtigten. Nach preußischer Fassung könnte ich eine Wasserbombe herausrollen lassen, und ein Teil von ihnen würde dann zur Oberfläche emporsteigen, mit dem Bauch nach oben. Aber eine Freundschaft würde ich doch nicht erringen...“

Es ist diese Empfindung von Leere und Frost, die schließlich auch Godewind sich dem Dänentum anschließen läßt, wo Gemeinschaftlichkeit ohne Massenpsychose, menschliche Wärme und Erdnähe ist. Vielleicht wird dieses klarer in der Version der weiblichen Hauptperson. Inger-Magrethe sagte: „Wenn ich an Deutschland denke, bin ich immer im Kölner Dom, obwohl ich nie am Rhein gewesen bin. Dort wird in jeder Kapelle musiziert, und sie sind alle da, Händel, Schubert, Brahms und wen ich sonst noch nennen kann. Und obschon sie alle ihrer Natur gemäß improvisieren, folgen sie doch der Orgel und Johann Sebastian und besingen das Leben. — Und ich sehe sie unter den hohen Gewölben wandeln, Goethe, Heine, Luther, Dürer, Storm und tausend andere. Jeder trägt sich mit seiner Ansicht herum, und doch sprechen sie alle miteinander in Verträglichkeit. — Dazu hat man mir gesagt, daß es so zwar einmal gewesen, aber daß es schon lange nicht mehr sei. Und spöttisch hat man mich gefragt: ‚Kennst du das Land, wo die Ruinen blüh’n?‘ — Aber ich glaube diesen Spöttern nicht. Im Gegenteil, ich glaube, daß der deutsche Mensch sich aus seiner Demütigung erheben und die Welt wieder bereichern wird. Auch der Dreißigjährige Krieg hat Deutschland zerstört, und doch blühte es von neuem wieder auf. Ich glaube,

daß dies jetzt wieder geschehen wird.“ Und innig fuhr Inger-Magrethe fort: „Wenn ich an Dänemark denke, sehe ich hoch oben die Schwalben fliegen. Und ich sehe ein Kornfeld und einen Mann dort gehen, der den Roggen erntet, in Frieden lebend mit sich und der Welt. Und mit unwandelbarer Sicherheit weiß ich, daß ich zu diesem Mann zu jeder Tageszeit gehen und mich ihm anvertrauen kann, und stets wird er mich empfangen und auch meinen trübsten Gedanken lauschen, und auch den schwersten Kummer wird er mir tragen helfen. — Und als ich dann wählen mußte als die einzige von uns, die wirklich hat wählen können, ja, da mußte ich mich der Welt von gestern und der Welt von morgen entschlagen, und ich mußte zu diesem Mann gehen, weil nur er menschlich genug war, mir Verständnis entgegenzubringen und mir Trost zu bereiten.“

Es mag diejenigen geben, die diese Form der Argumentation abweisend als Ausflüchte und Empfindelei kennzeichnen. Aber auf diese Weise verbauen sie sich selbst einen Zugang, der zum Verständnis dessen führt, was sich in vielen schleswigschen Landsleuten in jenen eigentümlichen Nachkriegsjahren, wo so viel ins Rutschen geriet, abspielte. Selbstverständlich sind nur die wenigsten imstande, ihrer Bekehrung literarischen oder logisch verständlichen Ausdruck zu verleihen, aber diese Ausdruckslosigkeit besagt nichts von der tiefen Erlebtheit der Bekehrung. Dieses Buch ist deshalb nicht das schlechteste Hilfsmittel, um in die Probleme der Entstehung des so umstrittenen Neudänentums einzudringen.

*

Bei der Besprechung des bisherigen Teiles von Linnemanns Werk ist es mir angelegen gewesen, die Rolle hervorzuheben, die die deutsch-dänischen Gegensätze im Grenzland in den einzelnen Büchern spielen. Dabei ist vieles andere zu kurz gekommen, aber hoffentlich hat man doch den Eindruck erhalten, daß auch die religiöse Problematik einen bedeutenden Platz im ersten Teil des Werkes einnimmt. Wie Johannes Tiedje scheint auch Linnemann der Gedanke nicht fremd zu sein, daß die Religion die letzte Wurzel der unüberbrückbaren Gegensätze in der Nordmark heißt.

In seinen letzten beiden Büchern ist die zugrunde liegende Problematik überwiegend religiös. In der Komposition erscheinen sie als zwei Sammlungen von Erzählungen, die sich drei halbwüchsige Kinder während des letzten Weltkrieges in einem Bunker „irgendwo im nördlichen Europa“ erlauschen. Einem Flensburger fällt es nicht schwer, sofort die vielen erwähnten Lokalitäten wiederzuerkennen; dieses ist jedoch von geringerer Bedeutung für den Wert der Erzählungen.

Erzählungen, ja vielleicht wären Bekenntnisse oder Enthüllungen zutreffendere Bezeichnungen. Während der Bunker von dem Getöse der Flakbatterien erschüttert wird und alle sich vollauf bewußt sind, daß ein Volltreffer sie vernichten könnte, geben eine Reihe von Erwachsenen in ihren Schilderungen im ersten Teil des Buches einen Abriß ihrer Mitwelt, d. h. der Zeit der beiden Weltkriege und der Jahre dazwischen.

Die Schilderungen sind wie die einzelnen Teile eines spannenden Geduldsspiels aufeinander abgestimmt, so daß wir zuletzt ein mosaikartiges, überraschendes Bild von dem Zusammenhang der erwähnten Schicksale erhalten, „wir greifen hinüber in das Schicksal unserer Mitmenschen, wo wir auch gehen und was wir auch tun.“ Der zweite Teil wird von einem einzelnen Mann erzählt, und hier wird die Schilderung mit einem Krug am Heerweg, „Der gestiefelte Kater“, verknüpft, der seit dem 17. Jahrhundert im Besitz der Familie des Erzählers gewesen ist. Generation um Generation werden mit feinnervigem kulturgeschichtlichen Verständnis heraufbeschworen, wir folgen den Ahnen und ihrer Mitwelt zurück bis zum Gründer der Familie, einer ungezähmten Renaissanceerscheinung. Der Motivierung dieses Enthüllungsprozesses dient der Versuch der Bunkerzuhörer, die Ursachen eines grauenvollen Geschwistermordes aufzurollen, den der letzte Sproß des Geschlechts verübt hat.

Mit Recht haben diese beiden Bücher in Dänemark sehr große Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und Linnemann hat mit ihnen eine feste Position als einer der bedeutendsten dänischen Verfasser der Gegenwart erreicht. In dieser Beziehung ist wohl Linnemanns Talent als Erzähler einer seiner in die Augen fallendsten Vorzüge. Meisterlich versteht er, sich saftige und zarte, spannende und geistvolle Erzählungen aus dem Ärmel zu schütteln, und der mosaikartige Charakter eben dieser Bände gibt zu den überraschendsten Effekten Anlaß, wenn eine sorgfältig angebrachte, spätwirkende Pointe plötzlich eine Schilderung, die man schon zu verstehen glaubte, ganz neuartig beleuchtet. Eine andere Seite seiner künstlerischen Begabung ist die sprachliche Prägnanz, mit welcher er seine Beobachtungen wiedergibt oder seine Erfahrungen in sprichwörtlicher Straffheit ausdrückt. Aber für seine Position ist es auch nicht ohne Bedeutung, daß er etwas auf dem Herzen hat; etwas, das er weitergeben will, obschon es gerade in diesen letzten Werken auf eine so indirekte, wechselweise tief humoristische und ironische Art geschieht, daß seine Intentionen das Eigenleben seiner Personen und deren Umgebung nicht mehr verzerren. Ist es die klarere Sonne des Südens, der langjährige Aufenthalt in fremdartigen Kulturen, welche ihn diese gesteigerte Objektivität gelehrt haben? Ohne Zweifel ist Linnemanns Spanienbuch eine wesentliche Schulung für die überraschende Reifung der Linnemannschen Darstellungskraft gewesen.

Man darf beim Lesen dieser derben und farbenreichen Erzählungen nicht der Versuchung erliegen, die Rahmenerzählung als eine Konstruktion schlechthin, ohne tieferen Sinn, zu betrachten. Im Gegenteil liegt hier der Schlüssel zum Verständnis der Schilderungen, die übrigens so blendend tüchtig gemacht sind, daß man sie auch ohne jegliche Problematik an sein Herz drückt. In diesen Schilderungen ist Linnemann ein Dichter, nichts weniger als ein begnadeter Dichter.

Das Zentrale in der Rahmenerzählung ist die Frage, die gleich in der ersten Nacht in dem schwankenden Bunker aufgeworfen wird: „Ob uns Gott in dieser Nacht gnädig

sein wird?“ — „Das weiß nur Gott“, antwortete Pastor Dreyer müde. „Sagen Sie lieber die Wahrheit, Pastor“, rief da der Kriegsinvalid, Kriminalobermeister Hermann Nagelstolz, aus. „Antworten Sie nur geradeheraus, daß Gott gleichgültig ist!“ Der Erzähler fährt fort: „Ich war damals selbst noch ein Junge, aber schon so halbwüchsig, daß ich die Reichweite dieser furchtbaren Frage erfassen konnte, die nach dem Ausruf des Kriegsinvaliden wie eine körperliche Pein im Bunker verblieb. Es entstand eine solche Stille, daß jeder hören konnte, wie sie alle saßen und nachdachten, während sie die Entwarnung erwarteten: „Ist Gott gleichgültig uns gegenüber, oder ist Gott uns gnädig?“ Wenn es dann noch mehrmals in den beiden Büchern heißt: „Alles, was erzählt wurde, erhielt Relation zu der ewigen Frage“, ist es ganz offenbar, wie die Erzählungen verstanden sein wollen.

Das verborgene Antlitz im Titel des Buches ist Gottes Antlitz. In seinem verzweifelten Ausruf bekennt der erwähnte Pastor: „Ich glaube ebensowenig an Gott wie ihr ... Aber obschon ich nicht glauben kann, weiß ich doch, daß Gott ist! Gott existiert! Könnt ihr das verstehen, oder nicht? Versucht jedenfalls zu begreifen: Ein Kind, das geboren wird, nachdem der Vater in den Krieg gezogen ist, hat ja doch einen Vater, obwohl das Kind vielleicht nie seinen Vater zu sehen bekommt. Auf ähnliche Weise weiß ich, daß ich Gottvater im Himmel habe! Aber was hilft mir dieses Wissen, wenn mich Gott verlassen hat und ich sein Antlitz nicht sehen kann!“

Døden må have en årsag bohrt sich noch tiefer in das Problem hinein. Das Motiv, der fürchterliche Mord, den der Krüger Simon Jensen an seiner Schwester verübte, ist eine moderne Abwandlung des Kainschen Brudermordes. Der Krüger hat an entscheidenden Punkten seines Lebens versagt, weil er im tiefsten Sinn nicht gläubig war, und als der Erzähler die Familiengeschichte des Mörders Glied für Glied zerlegt, wird geradeswegs gesagt, daß ein Fluch über der Familie gelegen habe, weil sie sich in den Glauben gewiegt habe, daß ein Mensch alles vermag, was er sich vornimmt. Weil sie nicht vermocht hat, „ein Licht zu entzünden, so daß die Leute Sein Antlitz sehen können“, deshalb hat sie kein Ziel gehabt, höher als sich selbst; ein Ziel, so hoch, daß sie es nie erreichen, aber immer anstreben konnten. Sonst hätte ihre Tätigkeit auch weiterhin eine Berechtigung gehabt. Als wirksamen Kontrast hierzu läßt der Dichter ein anderes Familienmitglied ausrufen: „Ich habe zu spät einsehen müssen, daß wir Jensens uns immer das Lebensziel zu niedrig gesetzt haben. Wir haben einzig und allein nach einem gemütlichen Leben im Schutze vor dem Sturm getrachtet; ein Wohlfahrtsleben im traulichen Lande ist unser Lebensziel gewesen.“ — Ein Ausruf, der nachdenklich stimmt, wenn man bedenkt, daß Linnemann dem ersten Teil des Buches den scheinbar unmotivierten Untertitel *Europaerzählungen* gegeben hat.

Die beiden letzten Bücher sind nicht bedrückend und hoffnungslos, im Gegenteil! Nicht nur die jungen Zuhörer im Bunker, auch der Leser wird in Anbetracht der blühenden, teilweise derben Üppigkeit, der feinfühlig ausgewogenen Spannung und

des ungezähmten Humors, der das Werk durchsäuert, immer mehr von dem befreienden Gefühl erfüllt werden, „daß wir trotz des Krieges doch mitten im Ganzen verbleiben werden, ja sogar eine überraschende Zukunft bekommen werden!“

*

Das schriftstellerische Werk Linnemanns ist trotz der Unterschiede in der Art des Ausdrucks eine Ganzheit. Seine Botschaft ist ein unablässiger Kampf gegen die moderne gottlose Gesellschaft, die, von einer Glücksmoral verflacht, nicht fähig ist, menschlich zu agieren. Während er in seinen ersten Büchern das Geschehen und den Gegensatz in das schleswigsche Grenzland mit seiner deutsch-dänischen Spannung verlegt, ist dieses Grenzland in seinen letzten Büchern der Ton geworden, aus dem er die Gestalten formt, die das Grundproblem Europas deuten. Linnemann meint, daß der Mensch nicht alles kann, was er sich vornimmt. Wenn ein Mensch an der Existenz Gottes zweifelt, muß er unweigerlich auch an seiner eigenen zweifeln. Mord, oder ohne die Sprache des Symbols: Krieg ist die Konsequenz der gottlosen Gesellschaft.

Vermag sein Werk den Menschen zur Besinnung zu bringen? Er trägt jedenfalls — mit guter Laune und vielem Sinn für Gottes Schöpfungswerk — das seinige dazu bei, daß wir nicht unsere Bestimmung vergessen.

Die dänische Literatur seit 1945

Das Nachstehende ist eine gekürzte Fassung des auf der Pädagogischen Tagung des Grenzfriedensbundes in Flensburg gehaltenen Vortrages.

Wie sieht es heute in der dänischen Literatur aus — und heute bedeutet nach dem Kriege. Ich glaube, es ist richtig, zu sagen, daß die Dichtung Zwiespalt zwischen Erkenntnis und Glauben charakterisiert. Bevor ich dieses Thema zu erläutern versuche, möchte ich doch erst drei Hauptgestalten der neuen dänischen Prosa besprechen. Die drei sind Martin A. Hansen, der im Sommer 1955 als Fünfundvierzigjähriger starb; Hans Christian Branner, heute 56 Jahre alt; Karen Blixen, 74 Jahre alt.

Es ist ganz interessant, die Tatsache festzustellen, daß diese drei auch, drei soziale Klassen vertreten.

Martin A. Hansen ist Sohn eines christlichen Kleinbauern, geboren auf dem Lande, als Volksschullehrer in Kopenhagen tätig, aber wieder auf dem Lande lebend, als er imstande war, von dem Schriftstellertum zu existieren.

Hans Christian Branner ist in einer schönen Vorstadt nördlich von Kopenhagen geboren, Sohn eines frühverstorbenen Gymnasialrektors; nach dem Abitur war er nach verschiedenen Berufsversuchen in einem Verlag tätig, lebte dann recht bald als freier Schriftsteller.

Karen Blixen ist Tochter eines bürgerlichen Gutsbesitzers, sie ist zu Hause erzogen, reiste viel, war einige Jahre mit einem Baron verheiratet — betont deshalb gern die Bedeutung des blauen Blutes —, wäre sie selbst von Adel, hätte sie wohl nicht so vieles davon geschrieben. Sie lebte einige Jahre in Afrika, heute wohnt sie in Rungsted auf dem Eigentum ihres Vaters, Rungstedlund.

Was wir zunächst betonen müssen und dürfen, ist die Tatsache, daß wir in der heutigen dänischen Prosaliteratur keinen Vertreter der Proletarier finden. Die dänische Gesellschaft ist nach dem Kriege verwandelt, der Arbeiter denkt und fühlt heute schon als Funktionär, er wünscht eben nicht als Arbeiter — das heißt als Unterklasse, Zurückstehender — vorgeführt zu werden. Er will auch nicht als Arbeiter verherrlicht werden, etwa wie in den zwanziger Jahren. In der dänischen Literatur nach dem Kriege geschieht das auch nur in den Dramen des Schauspielers *Kjeld Abell*, Sohn eines frühverstorbenen Gymnasiallehrers — für ihn gibt es noch einen Menschen, der wahrer ist als andere Menschen, nur weil dieser Mensch Bier trinkt und nicht Sherry, und weil er Zigaretten und nicht Zigarren raucht. Das meiste, aber nicht alles, was ich von H. C. Branner sage, gilt auch für Kjeld Abell, der nur zwei Jahre älter ist als Branner. Die drei oben genannten Hauptgestalten sind Vertreter

verschiedener Lebensanschauungen.

Martin A. Hansens Vater war Kirchensänger, er gehörte zu den niederen Schichten der Kirchendienerenschaft, unter welchen der Glaube heute noch lebt als wirklicher, einfältiger Glaube.

H. C. Branners Vater war Theologe und wurde Lehrer, so wie es oft in der Neuzeit geschah. Der Glaube an Christus verwandelt sich unmerkbar in einen christlich gefärbten Humanismus. Der Glaubenswunsch besteht, wird mit den Jahren sicher stärker, aber der Glaube ist eigentlich unchristlich — jedenfalls im lutherischen Sinne: Der Mensch soll Ideale verwirklichen, soll gut sein, gut handeln, „heute müssen wir selbst Wunder wirken“, wie die sympathische Irene in Branners Schauspiel „Die Geschwister“ sagt.

Was nun endlich Karen Blixen betrifft, so ist ihre Lebensanschauung vor allem von dem Gedanken an den Schöpfer bestimmt. Der Mensch soll sich in sein Schicksal ergeben, ja soll vielmehr mit Mut sein Leben leben, wie sein Schicksal es will, oder richtiger gesagt: wie der Schöpfer es wollte. Die besten Leute, die Aristokraten, haben den Mut, das zu tun, die meisten aber versuchen, dem Schicksal zu entgehen, können es aber nicht tun, sie werden auf Umwegen dahin gebracht, wohin sie nicht wollen.

Wie Sie sehen: diese drei Prosaerzähler versuchen alle eine universale Philosophie als Lebensdeutung in ihren Büchern lebendig zu machen. Sie betrachten die Dichtung als Mitteilung; Mitteilung aber, die in einer spezifischen Form gegeben wird; es ist sehr deutlich, daß alle drei Verfasser spekulative Menschen sind. Wie Sie wissen, hat der deutsche Dichter Gottfried Benn einmal gesagt, daß die meisten Philosophen gerne dichten — das ist ganz richtig, war es namentlich im vorigen Jahrhundert. Man kann hinzufügen, daß die meisten Dichter gerne philosophieren, aber nicht mit dem Talent, mit dem die Philosophen dichten.

*

Und nun werde ich mir erlauben, vor allem von der Dichtung Martin A. Hansens zu reden. Ich glaube ganz bestimmt, daß er der größte dänische Dichter der Nachkriegszeit ist — leider müssen wir heute „war“ sagen. Auch ist seine Dichtung in mancher Hinsicht typisch für die geistige Situation in Dänemark — obschon ich natürlich nicht vergesse, daß ein einheitliches nationales Geistesleben nicht existiert. Er war der populärste dänische Dichter in der Nachkriegszeit, ist es wohl auch heute. Beschreibe ich ihn und seine Dichtung, darf ich also hoffen, etwas Wesentliches von dänischer Denkart zu sagen.

Martin A. Hansen war als Künstler Realist. Er wollte das Wirkliche beschreiben. Aber er wollte die Wirklichkeit auch deuten. Seine Deutung war vor allem davon bestimmt, daß er einen Untergang so stark erlebt hatte, daß er immer versuchen mußte, diesen Untergang zu verneinen. Ich glaube, daß immer Krieg war in seinem Herzen. Er hat einmal geschrieben, daß wir Troja, den Kampfplatz, in unserem Herzen tragen. Er jedenfalls tat es. In den Bildern seiner Dichtung tritt er sehr oft auf als glaubenswilliger

Jüngling und als mittelmäßiger Zweifler und Lügner. Der Jüngling will das Leben und den Glauben vereinigen, der mittelmäßige ist Flüchtling, er weiß, was das Leben einmal forderte, will nicht oder kann nicht die Forderung bezahlen, wird deshalb Zuschauer, sentimentaler und zynischer Kommentator, Lügner, Dichter.

Er war, wie gesagt, auf dem Lande geboren. Als Knabe schon lernte er sehen, und er meinte später, einer der letzten zu sein, der eine Einheitskultur miterlebt hatte. Damals war für Dorfmenschen Leben und Lehre dasselbe. Er sah diese Einheitskultur zusammenbrechen. Überall nur Zersplitterung. Der Verstand konnte nur analysieren, teilen. Er hatte nämlich das Bauernleben verlassen, er ging auf die Schule für Lehrerbildung, er lernte zweifeln. Als ganz junger Mensch schrieb er den Roman „Nun gibt er auf“ (1935), mit der Fortsetzung „Die Kolonie“ (1937). Diese zwei Bücher, die eigentlich ein Buch sind, handeln vom Zusammenbruch, ja handeln zweimal davon, indem nicht nur die alte Einheitskultur aufgegeben wird und aufgegeben werden muß, sondern auch der Versuch der neuen kollektiven Ackerbaukultur, der Kommunismus, scheitern muß. Martin A. Hansen hatte versucht, Kommunismus als neue Einheitskultur zu erleben, als Dichter mußte er diesen neuen Glauben durch seine Dichtung untersuchen, er wollte erkennen, indem er dichtete — und gab zu, daß er in einer neuen Verzweiflung endete.

Er schwieg einige Jahre. Dann suchte er die Tradition, er wollte sich mit dem alten Glauben helfen. Sein Glaubenswunsch war stärker als sein Drang, mit dem Verstand zu erkennen. Er schrieb den Roman „Jonathans Reise“, ein Buch von einem Schmied, der den Teufel in eine Flasche kriegt. Nun kann er jeden Wunsch erfüllt haben. Er will die Flasche aber nicht so verwenden, er geht auf die Reise, um dem König die Flasche zu geben, denn sie ist gefährlich. Er erlebt manches Abenteuer, er versucht drei- oder viermal, die Flasche zu benutzen, und andere Menschen, die die Flasche gestohlen haben, versuchen es vielmal.

Was will nun dieses Buch, das im zweiten Kriegsjahre erschien? Es sagt vor allem, daß der Mensch mit dem Verstande die Totalität des Lebensgefühls zersplittert und nur um des äußeren Glückes willen lebt. Der Teufel erschien erst als Schmiedegeselle und verstand als solcher, das Dorfleben völlig zu ändern. Er gab den Dorfleuten Zivilisation, das heißt Nihilismus, Egoismus, Komfort. Der Schmied Jonathan dagegen will Verantwortung, er will Christentum, das nicht nur Worte oder Selbstverherrlichung und Verurteilung anderer ist, sondern einfache, lebendige Wirklichkeit. Jonathan will vor allem Verantwortung. Und eins noch: er will nicht über Schuld streiten, dann lieber alles, auch das Unrecht, mit Anstand nehmen, wie die Alten es getan haben. Das Buch ist ja für ein Volk geschrieben, das den Frieden wollte und nun von einem fremden Volk überfallen worden war und deshalb in die Versuchung geriet, über der möglichen eigenen Schuld dafür in Streit zu zerfallen. Das Buch ist auch Ermunterung.

Als das nächste Buch erschien, war der Krieg beinahe zu Ende. Verantwortung war

nicht länger Antwort genug. Die Untergrundbewegung hatte Widerstand geleistet, Martin A. Hansen war mit der Bewegung eng verbunden, er schrieb den illegalen Artikel, der die Spitzeltötung verteidigte, er war mit vielen von den jungen Freiheitskämpfern verbunden und erlebte, daß einige von ihnen getötet wurden. Er hatte auch den Volksstreik 1944 erlebt — und für ihn war dies Erlebnis wohl das bedeutendste des Krieges. Er sah wieder Einheit, er erlebte, daß Glauben und Lehre wieder eins waren, erlebte — meinte er —, daß nicht der kluge Verstand allein, sondern auch das Herz Lebensmuster war. Also mußte er ein Buch von dem Willen zum Opfer schreiben; das Buch war der Roman „Der glückliche Kristopher“ — Kristopher bedeutet doch der Christusträger, der Opferträger. Das Buch ist historisch, gehört in das 16. Jahrhundert und erzählt von einem jungen Manne, der etwas sucht, das so groß ist, daß man dafür leben und sterben kann.

So konnte, so mußte der Dichter denken während des Krieges. Nach dem Kriege mußte er sich fragen, ob denn Opferwille und Leid nicht nur notwendig waren im Kriege — und im Frieden auch —; er mußte sich vielmehr fragen, ob das Leben nur sinnlos, deutungslos wäre. Wenn der Tod Schluß und Finsternis und Verwesung ist, dann ist das Leben schließlich ein dummes oder schlaues Spiel, die Helden sind Narren, die Opferwilligen sind untergangliebende oder untergangsuchende Menschen oder sind einfach Leute, die sich von Worten betrügen lassen.

Also wieder einmal mußte der Dichter mit dem Untergangsproblem streiten. Was er nun wollte, war, das Leid und den Tod zu deuten. Seine letzten Romane und Erzählungen widmen sich Spekulationen darüber. Und wie die meisten Menschen mußte auch Martin A. Hansen zu seiner Kindheit zurückkehren. Mit einer Novellentrilogie sagte er, was er nun über Leben und Tod, über Gutes und Böses meinte: Gutes und Böses sind wie zwei Geschlechter, die einander befruchten, in der Natur sehen wir Wahnsinn und Dreck, aber wir sehen auch grüne Helfer aus der Erde sprießen. Das Leid kommt zu allen, das Leid blüht, wird Frucht und neues Leid.

Und noch deutlicher spricht er in seinem letzten Roman, „Der Lügner“ (1950), einem Roman von einem einsamen Volksschullehrer auf einer kleinen Insel. Dieser Lehrer ist versucht, ein junges Mädchen, seine frühere Schülerin, von ihrem Verlobten, auch einem früheren Schüler, zu erobern. Er will das aber nicht; dann fährt sie mit einem fremden Ingenieur weg, und der Lehrer verführt die Frau eines Freundes — aber dann hat er auch gelernt, in die Einsamkeit zu gehen, er muß entsagen, er muß verantwortungsbewußt leben, er darf nicht ein Glücksmensch werden, d. h. ein Mensch, der vor allem glücklich zu leben wünscht, er muß ein verantwortungsvoller, ein gerechter Mensch sein. Das ist nicht leicht, er weiß ja auch nicht, ob er sein Ziel erreichen kann, doch hat er schon ein Jahr so gelebt, wie er will; er erzählt die Geschichte ein Jahr nach den Ereignissen. Zwei Pole gibt es in seinem Leben, und er glaubt, im Leben aller Menschen. Er sieht diese zwei Pole in der Kirche: Es gibt da ein häßliches Steing Gesicht, das ist der Tod. Aber dem Steing Gesicht gegenüber ist der

Altar, Symbol der Auferstehung, die der Verstand nicht begreift. Aber der Auferstehungsgedanke — so meint der Lehrer — hält die Welt fest.

Was lernen wir also von Martin A. Hansen, wenn wir ihn lesen? Wir kennen ihn so sehr gut. Er war ein Mann, der als Kind in einem geordneten Universum lebte: Gott, Gerechtigkeit, ewiges Leben, das waren alles Realitäten. Man konnte nicht zweifeln; Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, Lehrer, Pfarrer, alle sagten so. Dann wuchs er auf, ging in die Schule, lernte mehr, die sichere Einheit des Universums, mit dem Menschen im Zentrum, verging. Er war doch klüger geworden. Er wollte eine neue Religion finden, er wurde Kommunist, und er kam in die Hauptstadt und lernte zu viel vom Machtkampf, von der Verschiedenheit der Menschen, er sah die Unaufrichtigkeit der Politiker, er fühlte, daß die Wissenschaft alles schwieriger machte — das war ihm furchtbar. Er wollte doch eine Deutung der ganzen Welt, die die endgültigen Fragen beantworten konnte. Dann mußte er den alten Glauben zurückgewinnen. Ich weiß nicht, ob es ihm gelang. Ich glaube, in seinem Herzen war immer ein Krieg zwischen Verstand und Glaubenswunsch. Er wollte dem Glauben recht geben, er gab dem Glauben recht — aber immer wieder sprach doch die Stimme des Zweifels, vielleicht — man wird es hoffen — sprach diese Stimme immer seltener, mit schwächerer Kraft.

Und was lernen wir von den vielen dänischen Lesern, die Martin A. Hansen mit Interesse, mit Begeisterung, mit Sentimentalität lasen und lesen? Er muß doch etwas Ausdruck verliehen haben, welches viele Menschen in Dänemark von sich selber kannten. Manche Leute wollen, darf man wohl glauben — aus ihm die Sicherheit holen, die sie nicht von der Kirche, von der Wissenschaft bekommen können — vielleicht hilft er auch vielen Predigern in ihren Zweifelsgedanken. Mit Recht schrieb ein Redakteur einer kirchlichen Zeitschrift: „Man muß oft in der Kirche denken: der Evangelist war Hansen.“

Viele Leser glauben nicht wie er, einige möchten vielleicht, andere vielleicht nicht. Sie lesen ihn, weil er ein so aufrichtiger Mensch war; er war ernsthaft, er war verantwortungsvoll, er wollte, was er nicht konnte — so wie manche geistvolle Menschen.

Auch haben die meisten Leser verstanden, daß unsere Zeit vom Untergang erzählt. Wir müssen doch zugeben, daß die Welt sich so schnell verändert. In Dänemark haben viele Menschen ihre Kindheit auf dem Lande verbracht, wir sind aus dem Mittelalter — vor vierzig Jahren — in das Atomalter geworfen worden. Und wir wissen ganz bestimmt, daß die Menschen heute aus Dummheit die ganze Welt zerstören können. Der völlige Untergang ist heute eine Möglichkeit, mit welcher wir rechnen müssen. Es ist kein Wunder, daß viele Leser gern in die alte Welt Martin A. Hansens sich träumen. Alles ist so unsicher, warum nicht in seiner Sicherheit sein? Schließlich ist seine Welt eine gedichtete. Wir glauben — und glauben nicht. Illusion kann sehr wahrscheinlich sein, Illusion kann als Wahrheit erlebt werden, schließlich ist Illusion

doch eben — Illusion.

*

Auch Hans Christian Branner kennt die Angst über den Untergang stabilisierter Werte. Sein Schauspiel „Die Geschwister“ handelt davon: Ein alter Richter muß sterben, seine drei Kinder kommen — er kennt sie kaum mehr. Dieses Spiel bedeutet doch ganz einfach, daß die alte Ordnung, die alte, feste Welt nun stirbt. Wir wissen nicht mehr, was Gerechtigkeit ist, Gott ist gestorben — der Richter war ja für den jüngsten Sohn wie ein Herrgott.

Was für H. C. Branner die einzige Hoffnung ist, ist der Glaube an den guten Willen. Das einzig Unbedingte, das wir kennen, ist die Güte. Die Güte erklärt alles, ruht in sich selber und verwandelt alles. Im Lichte der Güte wird Gewalt zu Schwachheit und Unwissenheit; Macht wird ohnmächtige Furcht, Finsternis und Chaos sind Worte, die nichts sagen — so schreibt Hans Christian Branner.

Branners größtes Erlebnis, sozusagen Elementarerlebnis, ist wohl Einsamkeit und Angst und Ohnmacht. Er fürchtet vor allem den Machtmenschen und den Abstand zwischen Menschen. Als ein junger Mann suchte er einmal Ruhe und Hilfe in der Psychoanalyse. Man muß deshalb seine späteren Romane und seine zwei Schauspiele mit Hilfe der Freudschen Symbolwelt deuten. Wenn er psychologische Konflikte beschreibt, ist er fabelhaft tüchtig und kann eine seelische Krankengeschichte so schreiben, daß ein jeder Psychiater sie bewundern muß. Seine künstlerische Schwachheit besteht meiner Meinung nach darin, daß er diese Freudschen Symbole als Bilder einer lockeren Philosophie benutzt. Und da er auch gerne christliche Symbole verwendet, so geschieht es, daß jedenfalls ich — meine Urteile sind ja immer persönlich — sein Werk ab und zu abgeschmackt finden muß. Wie ich schon gesagt habe: Die Dichter philosophieren gern — sie tun es nur selten mit Talent.

Hans Christian Branner ist Vertreter der gebildeten Menschen, die nicht mehr an die alten Dogmen des Christentums glauben können, sie können aber auch nicht in der prinzipiellen Unsicherheit der Wissenschaftler leben, sie müssen neue Sicherheit finden. Sie verwandeln das Christentum und machen daraus schöne Symbole: die Menschheit leidet wie Christus, Christus war die Schwäche, die doch eigentlich die Stärke ist, Christus lebte mit sündigen Menschen, er sprach von dem Nächsten — und so weiter und so weiter. Eine solche Verwandlung des Christentums haben wir oft erlebt — als Neuplatonismus, als Rationalismus — ein Mensch verwandelt ja die Lehre, die er nicht entbehren kann; und in dieser Weise versöhnt er sich mit der Welt.

*

Während Martin A. Hansen und Hans Christian Branner aus einer Notwendigkeit, über ihre eigenen Probleme sich klarzuwerden, schreiben — so schreibt Karen Blixen wohl vor allem, um ihrem Publikum ein interessantes Maskenspiel vorzuführen. Auch sie beleuchtet das Zeitthema des Untergangs. Ihre Welt ist eine vergangene, sie

kommt sich selbst und auch manchen Lesern interessant vor. Sie ist ein Überbleibsel der Damenromantik der Byronzeit — also Vertreter der literarischen Strömung, die wir in der Literaturgeschichte Romantismus — nicht Romantik — nennen.

Romantismus ist vor allem dadurch charakterisiert, daß der Dichter — oder ich sollte eigentlich „der Verfasser“ sagen — an das Publikum denkt. Der Leser soll interessiert werden, die Handlung muß spannend sein, die Konflikte ungewöhnlich, die Figuren auch, und zu derselben Zeit dürfen die Figuren nicht zu kompliziert sein, nur die Handlung soll kompliziert sein — denn so findet das Publikum die Literatur interessant. Geschwister lieben sich, ohne zu wissen, daß sie Bruder und Schwester sind, der Held — oder die Heldin — ist außergewöhnlich, vielleicht in der Wiege vertauscht — die Begebenheiten sind ebenso außergewöhnlich: Schiffbruch, Sturmflut, Revolution — die Umwelt auch interessant: alte Herrenhöfe, alte Städte, fremde Städte, China, Frankreich, Rom. Mit anderen Worten: Hier wird Unterhaltung gegeben.

Karen Blixen ist also nicht Dichterin, sie ist Schriftstellerin und schreibt in einem alten Stil, in einer altmodischen Schriftsprache. Was sie zeigt, ist, daß die Vergangenheit eine schöne, interessante und aristokratische war — und die vielen kleinbürgerlichen Funktionäre lieben es, in dieser Welt umherzustolzieren. Hier ist alles so verschieden vom Alltag, hier läßt sich schön träumen. Mut muß man haben, so zu sein, wie der aristokratische Schöpfer es wollte. Hier muß Maskenspiel gespielt werden — und in der kleinen Stube läßt sich schön spielen. Junge Schriftsteller spielen Pagen, Karen Blixen spielt die mystische Rolle als eingeweihte Hexe, als Priesterin. Sie spielt sogar ab und zu Dichterin. Sie weiß aber allzugut, welche bemalten Masken sie sich anlegt. Die Kunst weiß das nicht. Dichtung ist auch — wie ich schon gesagt habe — unbewußtes Bekenntnis. Sie ist nur in der Hinsicht unbewußt, daß sie sich selber kaum zugestanden hat, warum sie so vieles vom Mute schreibt und nicht den Mut hat, ohne Maske hervorzutreten.

*

Dann möchte ich auch etwas von der Lyrik sagen. Es ist nämlich so, daß die Jahre 1943 bis etwa 1953 eine lyrische Epoche darstellen. Man kann vielleicht behaupten, daß die Erlebnisart Martin A. Hansens, Branners und Karen Blixens eigentlich eine lyrische sei. Ich vergesse nicht, daß die drei Verfasser Erzähler sind, aber sie suchen vor allem eine seelische Bewegung in den Lesern zu wecken, sie arbeiten auch bewußt mit symbolischen Elementen in ihrer Prosa, um in dieser Weise nicht nur Gegebenheiten weiterzubringen, sondern auch einer Reihe von komplexen Bildern ein Leben zu geben im Bewußtsein des Lesers. Dies ist keineswegs erstaunlich, denn in einer Zeit wie der Zeit des Krieges, der Atombombe, des Todes und der ganzen Untergangsmöglichkeit müssen doch die reizbaren Menschen, wie die Künstler es sind, die Umwelt und sich selbst lyrisch erleben. Bedeutende Lyriker haben wir viele in diesem Zeitraum. Ich muß mich darauf beschränken, nur die besten zu nennen,

und wähle *Erik Knudsen, Ove Abildgaard, Thorkild Bjørnvig* und *Halfdan Rasmussen*, kann sie aber nur sehr kurz beschreiben.

Erik Knudsen ist wohl der interessanteste, vielleicht auch als Zeitzeuge der charakteristischste. Er ist Lehrer; heute ist er als Hochschullehrer tätig. Er ist vor allem der immer protestierende Jüngling; heute, als Siebenunddreißigjähriger, ab und zu so jung, daß man es wohl als Mangel an Reife betrachten darf. Er protestiert gegen Reklame, gegen Ausbeutung, die Machtverwendung; er will — wie es heute immer besonders in pädagogischen Kreisen heißt, den freien, offenen und schaffenden Menschen — mit anderen Worten: er ist nicht offen genug für die Erkenntnis, daß wir nicht alle Künstler sind, auch nicht für die bedauernswerte Tatsache, daß eine Mehrzahl von Leuten passive Naturen sind. Wie manche seiner Gesinnungsgenossen lebt er in vieler Hinsicht in den zwanziger Jahren und ist Vitalist. Analysierend ist er selten, aber als impulsiver, protestierender und suggestiver Künstler ist er sehr talentvoll. Stilistisch ist er von T. S. Eliot und dem englischen Imagismus beeinflusst. Er gibt eine Reihe von Bildern, oft mit Zitaten eingefügt, so daß wir gleichzeitig in mehreren Erlebnisstufen sind und so die komplexe, die zusammengesetzte Welt miterleben. Darf ich beispielsweise eine schlechte und unpoetische Übersetzung anführen:

Wer schaukelt heut' Nacht auf dem öden Meer,
schiffbrüchig, einsam mit Wellen und Sturm?

Wer bläst heut' Nacht auf dem Rolandshorn,
während Gespensterschiffe segeln vorbei?

O taube Schiffer! O blinde Steuermänner!
lebendige Brüder am Mast und Ruder!
ich rufe euch mit Wasser im Munde.

Hier spricht der noch Lebendige, bald ist er ertrunken, er ist noch, dem Tode so nahe, aktiv, er will die Menschen rufen, die Verantwortung haben! Schiffer und Steuermänner, d. h. Lehrer, Politiker, Dichter. Und auch die noch lebendigen Brüder ohne Namen ruft er, um sie vor dem Untergang zu warnen — sie leben und handeln wie Gespenster, und unsere Hoffnung ist nicht groß, denn der Dichter sagt, daß der Schiffbrüchige ein Rolandshorn bläst, und wir wissen doch, daß Roland der sterbende Held war, der vor den Sarazenen warnte, vor den Barbaren warnte. — Auch unsere Welt mag unter dem Angriff des Barbarentums untergehen. Das Gedicht ist gleichzeitig furchtbar wahr und mutig; die Welt kann in den Abgrund stürzen, aber noch blasen Helden, lebendige Menschen, Warnungen — wie einst Roland in Roncevalles.

Ganz anders schreibt der fünfundvierzigjährige Halfdan Rasmussen, er ist Arbeitersohn, Autodidakt, Schüler der Arbeiterhochschule. Er lernte früh, an Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu glauben. Er lernte auch früh, was Arbeitslosigkeit bedeutet, und er lernte wie so viele junge Europäer die Enttäuschung kennen, als

Spanien in eine Diktatur verwandelt wurde. Während des Krieges war er in der Widerstandsbewegung tätig, aber er war immer Humanist und gegen die Brutalisierung des notwendigen Widerstandes. Heute ist er ein bedeutender und im Stil einfacher und innerlicher Lyriker. Er schreibt aus einer Melancholie, der er nicht gern sentimental Ausdruck gibt. Er kann von jedem verstanden werden, schreibt gern in kurzen Zeilen; Innerlichkeit und bewegender Zwiespalt zwischen dem Glauben an die Menschlichkeit und dem Zweifel an der Möglichkeit charakterisieren seine Dichtung.

Schwieriger zu lesen ist der Literat und Lyriker Thorkild Bjørnvig, der vor allem von der Weisheit vom Tode und Untergang schreibt. Er ist in seinem Stil sehr von Rilke beeinflusst, hat nur drei Sammlungen herausgegeben, ist aber mit seinem letzten Buche, das in diesem Jahr erschien, in die erste Reihe gerückt. Er, wie Halfdan Rasmussen, weiß von dem Untergang, der die ganze Menschheit bedroht. Als Kulturhistoriker und Literat fordert er Einsicht von seinen Lesern, ab und zu mythologische im Stile T. S. Eliots.

Während Erik Knudsen, Halfdan Rasmussen und Thorkild Bjørnvig einer kulturgeschichtlichen Haltung Form geben, ist Ove Abildgaard vor allem Erkennen. In Bildern, die von allen sentimental Verfälschungen sorgfältig gereinigt sind, schreibt er von seinem Erlebnis vom biologischen All-Leben. Ironisch macht er allen Illusionen ein Ende, ist doch offen für eine dem mystischen Erlebnis ähnliche Erfahrung. Seine kurzen und intensiv geschriebenen Verse verlangen Aufmerksamkeit des Lesers. Zu viele haben sich damit begnügt, seine Ironie und überraschende Bild-Wortkunst zu genießen.

Welche anderen könnte ich noch nennen? Viele Namen habe ich bewußt hier nicht mitgenommen. Möchte doch jedenfalls den jungen dänischen Flensburger Willy-August Linnemann nennen. Mit seinen letzten zwei Prosabüchern „Das Buch von dem verborgenen Gesicht“ und „Der Tod muß eine Ursache haben“, hat er sich so talentvoll erwiesen, daß er wohl heute der Größte seiner Generation ist — er ist 1914 geboren. Auch er schreibt von der Gefahr des Untergangs. Er hat, wie das ganze Jahrhundert, das Nietzsche-Wort „Gott ist tot!“ erlebt. Und er meint, daß nur, wenn Gott in den Menschen lebt — und nur da kann er leben —, nur dann ist das Leben gotterfüllt. Die Menschheit muß nun endlich den ewigen Heerweg für den Frieden verwenden, sonst wird die nächste militärische Operation die Operation Nemesis werden.

*

Die Jahre, von denen ich heute gesprochen habe, sind literarisch sehr reich gewesen. Nicht nur reich an Deutung des Menschenlebens, sondern auch reich an poetischen Experimenten. Inspiration war vor allem die englische und französische Literatur. Die Experimente sind fast alle Formaflösung gewesen. Der Verstand analysierte und wollte Einzelheiten und Verbindungen neu untersuchen. Deshalb sind ideegemäß

eine Menge von neuen Einheitsmythen künstlerisch gestaltet worden. Vor allem ist von den Verbindungen zwischen allen Menschen gedichtet und von der Verantwortung des Einzelindividuums geschrieben worden. Und immer wurde gegen die deklamatorische Propaganda geschrieben. Gewonnen ist die Ehrlichkeit des Unwissens und die Erkenntnis, daß Einheit von dem Menschen geschaffen werden muß. Der Leser erlebt Auflösung und versucht neue Einheit mit Hilfe des Dichters zu schaffen. Diese Einheit ist erlebte Wahrheit und nur als Erlebnis wahr. Erkenntnis und Glaubenswunsch arbeiten zusammen. Eine umfassende Lebensanschauung gibt es wohl nicht. Nur das wird im allgemeinen zugestanden und als Forderung erlebt: Der heutige Mensch ist ein zwischen-epochaler Mensch.

Ich wirkte seinerzeit als dänischer Lektor an der Sorbonne in Paris und nahm hier und da an den sehr geistreichen kleinen Zusammenkünften bei einem französischen Professor teil, wo man mit einer kulturellen Tasse Tee in der Linken und einem abstrakten Kuchen in der Rechten so intelligent konversierte. Ich erlaubte mir einmal, den schwedischen Lektor zur Seite zu nehmen, und wir unterhielten uns ganz eifrig in einer Ecke. Nun aber war auch ein französischer Literaturhistoriker anwesend, und er schlich sich langsam auf uns zwei Isolierte zu und horchte. Das war nicht korrekt von ihm, aber strenggenommen war es ja auch von uns nicht höflich gewesen, uns zu isolieren. Und plötzlich brach er in Gelächter aus, lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf uns und rief: „Hört mal diesen beiden Skandinavien zu — Ecoutez ces deux Scandinaves —, der eine spricht mesopotamisch“ — das war der Schwede —, „der andere spricht malebarisch“ — das war ich. — „Und sie verstehen einander!“ — Natürlich konnten wir nicht die hyperboräischen Geheimnisse, welche dem Dänischen und Schwedischen gemeinsam sind, erklären. Wir deuteten nur ein bißchen ironisch an, unser Gespräch sei gewissermaßen der Anfang eines künftigen europäischen Gesprächs, wo jeder seine eigene Sprache spricht und alle sich eben deshalb besser verstehen. Das ist Zukunftsmusik, aber vielleicht möchten die Skandinavier hier nicht nur ein theoretisches Symbol, sondern auch ein praktisches Beispiel sein.

Emil Frederiksen / Flensburger Tage 1958

Namen und Themen der deutschen Literatur seit 1945

Wir bringen im folgenden eine Würdigung des auf der Pädagogentagung des Grenzfriedensbundes in Flensburg gehaltenen Vortrages, die Dr. Hambach im Flensburger Tageblatt veröffentlichte.

Einen ausgezeichnet fundierten Vortrag hielt der Flensburger Bibliotheksdirektor Dr. Hans Peter Johannsen über „Namen und Themen der deutschen Literatur seit 1945“. Er ging von der Problematik aus, mit dem Anspruch auf allgemeine Verbindlichkeit bestimmte Autoren und Werke als wirklich repräsentativ herauszustellen. Er erinnerte an berühmte Irrtümer, wie beispielsweise an die Mitteilung einer Caroline von Schlegel Anno 1801, wonach sie mit anderen über Schillers „Lied von der Glocke“ vor Lachen fast von den Stühlen gefallen sei; oder an Eduard Engels abwertende Ansicht über Thomas Mann, der „nicht einmal deutsch könne“.

Aus der Riesenbibliothek der letzten 15 Jahre gab Dr. Johannsen 19 Autoren den Vorzug; ihre Namen standen bis auf zwei Ausnahmen auch in der „Bibliothek eines geistig interessierten Deutschen“ auf der Brüsseler Weltausstellung. „Das Jahr 1945 bedeutet in vieler Beziehung einen epochalen Einschnitt in der deutschen Geschichte, aber nicht eigentlich in der Literatur“, führte er u. a. aus. „Wollte man davon sprechen, dann müßten wir über den bis heute fortwirkenden Einschnitt reden, den etwa das Jahr 1910 darstellt. Mit dem Beginn des Expressionismus in der deutschen Literatur entwickelte sich eine literarische Epoche, in der wir sowohl in geistiger wie auch in ästhetischer Beziehung heute noch stehen. Ja, man hat von der Revolution um 1910 gesprochen.“

Er ordnete die Literatur der Gegenwart nach ihrem Problemgehalt in vier große Abschnitte: 1. Abschied von der bürgerlichen Welt, 2. Suche nach dem neuen Menschen, 3. Frage nach Gott und 4. Mensch und Staat.

Den bewegendsten Abschied von der bürgerlichen Epoche habe wohl der junge Thomas Mann mit den „Buddenbrooks“ genommen. Der Bürger war nicht mehr unproblematisch, wie in „Hermann und Dorothea“ oder in Freytags „Soll und Haben“. „Der Zauber eines kleinstädtischen Nachmittages, der Duft von Kaffee, der knisternde Ofen, kurzum, die gute alte Zeit — waren dahin. Der Held des bürgerlichen Romans, vorbildlicher Vertreter von anerkannten Werten, wird zum Spießler, zum Bourgeois, zum Heuchler, heute zum Wirtschaftswundermann. Wie die Wandlung zum Verfall zwar, aber doch zu einer Erhöhung im Geiste (Tonio Kröger), so wurden aus Heinrich Mann, aus Wedekind und Bert Brecht die erbitterten Angreifer einer vermeintlich völlig verlogenen Welt.“

Aus unserer Gegenwart nannte der Vortragende als literarische Zeugnisse von Rang der ersten Kategorie die Bücher der Schriftsteller Joachim Maaß und Gerd Gaiser. Der zweiten Gruppe ordnete er Heinz Risse, Albrecht Goes und Heinrich Böll zu. Aus

ihren Werken spräche ein ehrliches Bemühen um ein erneuertes und geläutertes Menschsein. Zu ihnen geselle sich mit seinem „Glasperlenspiel“ Hermann Hesse als einer der großen alten Männer der deutschen Literatur unserer Zeit. Blicke man über die Grenzen, so wäre vor allen anderen vielleicht der Franzose Saint-Exupéry zu nennen.

Nach Bölls eigenen Worten sei es die Aufgabe des Schriftstellers, daran zu erinnern, daß die Zerstörungen in unserer Welt nicht nur äußerer Art und nicht so geringfügig sind, daß man sich anmaßen kann, sie in wenigen Jahren zu heilen. „Bölls Romane sind Abbilder des Lebens in den zertrümmerten Städten, mit dem Schwarzmarkt, den Onkelehen und vielen anderen zersetzenden Erscheinungen. Sie sind ohne jede Illusion, aber hinter den glänzend gegebenen Bildern wirken die Kräfte des Geistes und des Guten. Die Wendung zum neuen Menschen, der in eine Kollektivnot gestürzt wurde, wird nur vom einzelnen erwartet. Das Werk dieses Dichters ist eine Anklage gegen die Unordnung der Zeit, ihren Mangel an Liebe und ihre Gottlosigkeit.“ Niemand werde sich der Verzauberung auch unserer Welt durch diesen Schriftsteller entziehen können, wenn er aufmerksam zu lesen verstehe, führte Dr. Johannsen weiter aus, der u. a. auf Bölls „Irisches Tagebuch“ hinwies.

Die religiöse Thematik der modernen Literatur stellte er als ein Phänomen von besonderer Bedeutung heraus. Namen wie Paul Claudel und Pär Lagerkvist fielen in diesem Zusammenhang. Deutsche waren sodann zu nennen: Gottfried Benn, Jens Rehn, Wolfgang Borchert, Edzard Schaper und F. E. Peters. Auf die Frage „Ist Gott tot?“ die Benn und Rehn aus abgrundtiefem Skeptizismus stellten, durchaus gleichkommend mit einer Gottverneinung, auf diese Frage antworteten Borchert, Schaper und Peters mit einem unbedingten: „Gott lebt!“ Es sei wichtig, festzustellen, daß die Spannweite heutiger christlicher Dichtung von ruhiger Heilsgewißheit bis zu leidenschaftlicher Auseinandersetzung reiche.

Der im holsteinischen Raum wirkende Dichter Friedr. Ernst Peters wurde rühmend herausgestellt. Ihm sei der Dienst an der Sprache Gottesdienst, die Vollkommenheit einer Welt, in der man nach „Land, Vieh und barem Geld“ rechne, sei freilich durch die zwei Weltkriege zerstört, lehrten seine Romane. „Daß die Katastrophen der Zeit von diesem Dichter durchlitten wurden, stellt ihn in die Reihe der Autoren der Gegenwart, daß er die Katastrophen mit den Mitteln eines konservativen Stils in der Darstellung bändigte, stellt ihn auf die Grenze der Epochen.“

Stefan Andres, vornehmlich als Autor seiner Romantrilogie „Die Sintflut“, dann Carl Zuckmayer repräsentierten die Vorhut der vierten Gruppe: „Mensch und Staat“. Dr. Johannsen deutete ihre individuell verschiedenartige sozialkritische Funktion. Wie sie schrieben auch Walter Jens, Ernst Jünger, Jochen Klepper, Bert Brecht und Felix Hartlaub das hohe Pathos von ehemals wieder klein. Eine prächtige Formulierung des Vortragenden: „Die Zeit der Barden und Hellebarden ist vorüber“. Literatur als „ein Weg zum Verstehen, zum Vergeben und zur Liebe“ — so mochte Dr. Johannsen

seine „Neunzehn“ als Paladine aufgefaßt sehen, offenbarend die erlösende Macht der Sprache und den literarischen Geist als die edelste Erscheinung des menschlichen Wirkens.

Vom „Deutschen Tag 1959“

„Frei von jeder Tendenz, bemüht um versöhnliche Gesten und tolerant-objektive Auseinandersetzung über die Grenzen hinweg: das war das erfreuliche Fazit des Deutschen Tages 1959, der uns damit im kleinen Raum der deutsch-dänischen Grenze einem vereinten Europa einen Schritt nähergebracht hat. Mit neuer Kraft und neuem Mut verließen Tausende von deutschen Grenzlandbewohnern die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Veranstaltungen, die unter dem Motto ‚Politik, Wirtschaft und Kultur im Grenzland‘ stattfanden und eine überwältigend große Besucherzahl von diesseits und jenseits der Grenze angelockt hatten. Der Wille zum Eigenen, die Achtung vor dem Anderen: das wurde betont, soll auch in Zukunft groß geschrieben werden, damit Fehden von Volk zu Volk vermieden werden und man sich auf einer Basis findet, auf der sich in weiter Ferne vielleicht auch einmal ein vereintes Europa finden kann.“

Mit diesen Worten beginnt der „Nordschleswiger“ seinen Bericht über den „Deutschen Tag 1959“, der sowohl seinem Umfang, der äußeren Form des Gebotenen und seinem inneren Gehalt als auch der Höhe der Besucherzahl nach die repräsentativste Veranstaltung der deutschen Volksgruppe in diesem Jahre war.

*

Rudolf Stehr präziserte das Wollen des Bundes deutscher Nordschleswiger in wenigen Sätzen: „Wir bemühen uns um eine Synthese zwischen der deutschen Volkszugehörigkeit und der dänischen Staatszugehörigkeit. Wir hoffen, daß es möglich sein wird, die aus der Vergangenheit vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden, um uns dann ganz den Aufgaben der Gegenwart zu widmen. Diese sehen wir in einer weiteren Stärkung der Volksgruppe und im Ausgleich und der Zusammenarbeit über die Volks- und Staatsgrenzen hinweg.“

Dieses Bemühen um eine *europäische Sicht* der Volksgruppenarbeit, mit der die deutschen Nordschleswiger den dänischgesinnten Südschleswigern zweifellos ein Stück voraus sind, kam unter den verschiedensten Gesichtspunkten immer wieder zum Ausdruck und wurde so zum bestimmenden Eindruck.

Dr. Dähnhardt, der Leiter der Grenzakademie Sankelmark, sagte dazu in seinem Festvortrag: „Ich wünsche dem Bund Deutscher Nordschleswiger, daß ihn bei seiner Arbeit diese beiden guten Gaben, die die Geschichte einem Grenzland verleiht, begleiten möchten: in tiefer und redlicher Weise deutsch zu sein und auch bedacht, die Achtung und Freundschaft derer zu erwerben, die sich als unsere Nachbarn im Norden in gleich tiefer und redlicher Weise zu ihrem Volk bekennen,

ein Dolmetscher und ehrlicher Makler zwischen den Völkern zu sein, die in Europa miteinander verbunden sind und in einem kommenden Europa noch enger miteinander verbunden sein werden als heute.“

Hans Schmidt-Oxbülls, des Leiters der deutschen Volksgruppe Betonung der Mittlerraufgabe der deutschen Minderheit, besonders im Hinblick auf die von ihm mit großer Sorge verfolgte EWG- und EFKA-Entwicklung, ist bekannt: „Wenn diese Gruppierung der sieben äußeren europäischen Staaten weiterverfolgt wird und das Unwahrscheinliche nicht doch eintritt, daß alle diese Staaten den Beschluß fassen, gemeinsam und geschlossen in die EWG einzutreten, dann wird diese Grenze, die heute Schleswig teilt, nicht abgebaut und überwunden, wie wir deutschen Nordschleswiger es zum Ziele haben, sondern sie wird überhöht und noch trennender als bisher ... Damit steht das alte Grenzland Schleswig wieder in besonderer Weise im Brennpunkt des Geschehens, wie es schon so oft in der Geschichte Europas der Fall gewesen ist. Es ist deshalb auch nicht gleichgültig, welches Verhalten wir Grenzländer an den Tag legen, im Gegenteil! Wir können durchaus das Zünglein an der Waage sein.“

Kai-Uwe von Hassel, der schleswig-holsteinische Ministerpräsident, teilte diese Sorge: „Im Grenzland liegen Chance und Auftrag. Angesichts der Spannungen zwischen Ost und West dürfen wir nicht auch noch eine waagerechte Grenze zwischen den „Sechs“ und den „Sieben“ ziehen. Im europäischen Gefüge darf es nicht noch weitere Trennung, diesmal wirtschaftlicher Art, geben.“

Wilhelm Käber, der Oppositionsführer im Schleswig-Holsteinischen Landtag, brachte die Frage nach der europäischen Aufgabe der Minderheiten wohl auf die einfachste Formel: Erfreut müsse man die Feststellung treffen, daß auf den Deutschen Tagen der letzten zwei Jahre nicht mehr die Grenze, sondern Europa im Vordergrund stehe. Man solle daher weiter im Grenzgebiet an Europa bauen, nichts auf die lange Bank schieben, sondern sich sofort zum Prinzip bekennen. Er machte den Vorschlag, Europa nach dem Vorbild einer Ehe zu gestalten, in der zwar jeder Partner seine Eigentümlichkeiten beibehalte, man sich aber zur Harmonie finde.

*

Die mit dem Deutschen Tag verbundenen Arbeitsbesprechungen brachten für die zahlreichen Teilnehmer eine Fülle von Anregungen, die sicher in die Zukunft hineinwirken werden. Hierin liegt ja auch der eigentliche Sinn solcher Zusammenkünfte, nicht in der Feststellung, daß man mal wieder in allem restlos einig sei.

In einem Gespräch, das die Hauptvorstandsmitglieder und Mitarbeiter des Bundes deutscher Nordschleswiger mit Vertretern schleswig-holsteinischer Organisationen und Behörden in Kollund führten, wurde unter vielem anderen die Frage aufgeworfen, ob die deutsche Volksgruppe nach der Beseitigung des

„Kalten Krieges“ im Grenzgebiet glaube, zur Herbeiführung der europäischen Integration, die gerade hier auf der Halbinsel schwerpunktartige Bedeutung habe, zur dänischen Minderheit in Südschleswig Verbindung aufnehmen zu können. Hans Schmidt-Oxbüll verwies in diesem Zusammenhang auf die persönlichen Kontakte im Rahmen der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen, wo man gelegentlich auch „frei“ sprechen könne. Es gebe wohl Kreise in der dänischen Minderheit, die ähnlichen Gedanken nicht fernstehen, und der Weg dahin müsse eines Tages auch gefunden werden, aber „ich weiß nicht, ob wir weiterkommen werden“.

*

In der Besprechung über Wirtschaftsfragen, die von Rudolf Stehr geleitet wurde, standen natürlich die möglichen Auswirkungen des Nebeneinanderbestehens zweier Wirtschaftsblöcke in Europa, deren Grenze mit der deutsch-dänischen Grenze zusammenfällt, im Mittelpunkt der Erörterungen. Aber es wurden auch spezielle Fragen angeschnitten: gleiche Start- und Ansiedlungsbedingungen für Betriebe hüben und drüben, das Problem der industriellen Erschließung und Förderung des Grenzlandes bzw. die notwendige Hilfe dazu, die Bedeutung der privaten Initiative, die Förderung des beruflichen Nachwuchses und die Möglichkeiten gemeinsamen wirtschaftlichen Planens von deutschen und dänischen Stellen zum Nutzen des gesamten Grenzgebietes, ohne Rücksicht auf die Grenzpfähle.

*

Während eine Fülle von kulturellen Veranstaltungen in den verschiedenen Orten Nordschleswigs während des Deutschen Tages und die festliche Einweihung der deutschen Schule in Sonderburg dem Kulturwillen der deutschen Nordschleswiger in imponierender Weise Ausdruck gaben, galt die Arbeitsbesprechung unter Leitung von Hans Schmidt-Gorsblock der Besinnung auf das Grundsätzliche deutschen Kulturschaffens. Dr. H. P. Johannsen referierte. (Wir bringen seinen Vortrag am Anfang dieses Heftes.)

Es war wohl typisch deutsch, daß sich die Aussprache an zwei Punkten festhakte: an dem Verhältnis von Kultur und Politik zueinander und der Bedeutung von Tradition und Moderne in heutiger Zeit, wobei die Brücke zwischen beiden Auffassungen geschlagen wurde durch einen Satz Dr. Hessenauers, daß man den Menschen dort packen müsse, „wo er steht“.

*

So reichte auf dem diesjährigen Deutschen Tag der Bogen von der Politik zur Wirtschaft und von dort zur Kultur, von den Sorgen der engsten Heimat zum „größeren Vaterland“, zu Europa, von der Liebe zum deutschen Volkslied bis zur Betonung der Rolle des Jazz für das Heute. Wahrlich: ein weiter Bogen.

Die deutschen Nordschleswiger sind mit ihrem Deutschen Tag zufrieden. Sie

können es sein. Er wies von der Enge in die Weite, er wies nach Europa.

-er

Stimmen zu Grundsatzdebatten der letzten Zeit

Aus der in den letzten Wochen besonders auch von dänischer Seite recht lebhaft geführten Grundsatzdebatte über Fragen des Grenzlandes veröffentlichen wir nachstehend eine deutsche und eine dänische Stimme, und zwar von Dr. Hanno Schmidt, erschienen im Flensburger Tageblatt, und von Johannes Hoffmeyer, veröffentlicht in Kristeligt Dagblad.

„Flensburger Tageblatt“ vom 17. Oktober 1959

Stimme Dänemarks?

In einer dänischen Versammlung Mitte Oktober ist ein mutiger Mann aufgestanden, der einmal etwas ganz anderes sagte, als die Teilnehmer solcher Versammlungen sonst zu hören gewohnt sind. Er verwandte ein höchst kritisches und gewagtes Vokabular und hatte den Mut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Seine Gedanken bedeuteten die Konsequenz aus einer Entwicklung, der das südschleswigsche Dänentum immer noch nicht ins Gesicht sehen will, an der es dennoch nicht vorbeikommt. Dieser Mann war der Tondernsche Gymnasialdirektor Feilberg-Jørgensen, und die Versammlung, in der er sprach, fand in Wallsbüll statt.

Während die deutschgeschriebene dänische Zeitung in Flensburg, die sonst keine dänischen Versammlungen ausläßt, namentlich wenn sie Gelegenheit gibt, sich in hämischer Weise am Deutschtum zu reiben, über die Vorkommnisse in Wallsbüll sich völlig ausschweigt, hat „Flensborg Avis“ seine Leser darüber unterrichtet. Es tat das in freimütiger Weise und erwies sich bei dieser Gelegenheit erneut als eine publizistisch ernstzunehmende Zeitung. Feilberg-Jørgensen führte zunächst aus, daß die heutige Zeit die Entwicklung eines zwischenvölklichen Verstehens fordere. Er meinte dazu, er sei sich nicht sicher, ob das Nationale in der Arbeit des Alltags die Rolle spielen könne und solle, die man heute feststellen müsse. Wir schleppen uns mit einem überlebten nationalen Erbgut herum, sagte er, und rechnete dazu auch die nationale Romantik, der man in den nationalen Dichtungen Grundtvigs begegne. Wie „lebende Versteinerungen“ wirkten die Repräsentanten eines solchen ausgearteten Nationalgefühls, das leicht zu Selbstgefälligkeit führen könne und daher Behutsamkeit erfordere. In diesem Zusammenhang kam Rektor Feilberg-Jørgensen auf den bekannten Prof. Hansen-Larsen zu sprechen. Feilberg-Jørgensen erklärte, er begegne sich mit Deutschen aus dem Lande in der Ablehnung Hansen-Larsens, der „nicht als Stimme Dänemarks angesehen werden könne, sondern als ein Gespenst aus einer Vergangenheit, die nicht

wiederkommen dürfe, als ein wilder Sproß am dänischen Stamm“.

In der Tat, mit allem, was sich dieser Professor in seinem überspannten radikalen Nationalismus seither leistete, hat er dem Dänentum schlechte Dienste erwiesen. Es spricht für deutsche Toleranz, wenn man ihn auf deutschem Boden neben vielen anderen ungeheuerlichen Ausfällen die Hoffnung aussprechen ließ, daß es auf dem Wege des Friedens oder des Krieges zu einer Wiedervereinigung ganz Südschleswigs bis zur Eider mit Dänemark kommen möge. Das nur als ein Beispiel seiner hemmungslosen Expansionspropaganda. „Flensburg Avis“, offensichtlich von den Unbelehrbaren unter seinen Lesern angegriffen, gibt freimütig zu, daß man mit Prof. Hansen-Larsen keineswegs immer einig gewesen sei, daß er irritierend gewirkt habe und daß es Dänen gebe, die behaupten, er habe gelegentlich mit seinen unbesonnenen Worten der dänischen Sache geschadet. „Avis“ fügt hinzu, daß das Herz des Professors wärmer für Südschleswig schlage als das manches anderen. Das wollen wir nicht bestreiten, ändert aber nichts an unserem und vermutlich auch an manchem dänischen Urteil. Übrigens wollen wir nicht verschweigen, daß den Gedanken Feilberg-Jørgensens in der Wallsbüller Versammlung offenbar heftig widersprochen wurde. Wie viele ihnen zustimmten, ergibt sich aus dem Zeitungsbericht allerdings nicht.

*

Im Hintergrund der Wallsbüller Versammlung erhob sich eine andere Tagung, nämlich diejenige, die der Grenzfriedensbund einberufen hatte. Eine Reihe von deutschen und dänischen Pädagogen hatte er eingeladen, um über die Frage zu beraten, was geschehen müsse, damit die Jugend, wie Dr. H. P. Johannsen es formulierte, im Unterricht etwas von der Situation erfahre, in der wir heute leben. Es ging um eine Gestaltung des Unterrichts, die ein tieferes Verständnis der Zusammenhänge des Lebens im Grenzland wie der Probleme und Sorgen des jeweils anderen Volkes zu vermitteln vermöchte. Vielleicht war der starke Besuch, dessen sich die Tagung gerade von seiten dänischer Pädagogen erfreute, manchem Südschleswigdänen nicht recht. „Flensburg Avis“ gebraucht in einem der Tagung gewidmeten Leitartikel das Wort „Verbrüderung“, natürlich in einem absolut negativen Sinne. Von Verbrüderung konnte nun nicht die Rede sein. Die Tagung zeichnete sich vielmehr durch eine sehr offene und ehrliche Aussprache, in der keiner den anderen schonte, und durch eine außerordentlich scharfe Akzentuierung der politischen Standpunkte aus. Aber sie bedeutete einen Erfolg für die, die sich nicht zu den Ewiggestrigen rechnen.

Auf jener Tagung bewies Rektor Feilberg-Jørgensen, daß er ein guter Däne ist, der auch will und wünscht, daß die dänischgesonnenen Südschleswiger gute Dänen sind, der aber glaubt, daß gerade gute Dänen und gute Deutsche, denen die Erhaltung ihres eigengeprägten Volkstums am Herzen liegt, den Weg zum übervolklichen Verstehen finden können und müssen. Auf deutscher Seite hat

man den charaktervollen Kern des südschleswigschen Dänentums stets anerkannt und die Treue respektiert, mit der es auch in aussichtsloser Situation seit fast einem Jahrhundert zu seinem Volkstum gehalten hat. Jetzt geht es um die Frage, ob man Wege findet zur Sicherung eines dauernden vernünftigen Miteinanderlebens.

Ist Feilberg-Jørgensen ein Prediger in der Wüste oder die Stimme Dänemarks? War es die Stimme des dänischen Volkes oder doch mindestens seines überwiegenden Teils, die aus seinem Munde klang? Wir wollen diese Frage nicht beantworten, obgleich uns immer öfter gesagt wird, daß das dänische Volk des ewigen Grenzkampfs müde sei, bei aller Treue zum grenzländischen Dänentum. Jedenfalls gibt es unendlich viele, die so denken wie Feilberg-Jørgensen. Dann aber gerät das südschleswigsche Dänentum in die Gefahr, wenn es seinen Kurs nicht ändert, daß nur noch ausgesprochen nationalistische Kreise in Dänemark ihm innerlich verbunden bleiben, daß die anderen ihm gegenüber gewiß stets ihre Pflicht tun werden, sich ihm aber doch entfremden. Das Wort jenes klugen, mutigen Mannes aus Tondern – „lieber ein guter Deutscher, als Hansen-Larsen“ – sollte zu denken geben.

„Kristeligt Dagblad“ vom 28. Oktober 1959

Dänisch in deutschen Schulen?

... Kritik und Mißtrauen sind sowohl von dänischer als auch von deutscher Seite zum Ausdruck gekommen. „Der harte Kern“ in beiden Lagern hat wechselweise versucht, die deutsch-dänischen Zusammenkünfte totzuschweigen und ihnen entgegenzuarbeiten aus einer ausgesprochenen Furcht vor einer Verflüchtigung der Ideale des „guten, alten“ Grenzkampfes. Von dänischer Seite ist daher gesagt worden, daß man vor schwierigen Problemen zwischen Dänisch und Deutsch auswiche, um nur eine „Verbrüderung“ zu erreichen. Nach der Teilnahme an etwa einem halben Dutzend Zusammenkünften dieser Art im Laufe der Jahre kann ich jedoch sagen, daß aller nur denklicher Sprengstoff in Vorzeit und Gegenwart behandelt worden ist. Im Namen der Wahrheit muß auch eingeräumt werden, daß die stärkste Kritik von Menschen gekommen ist, die erstens nie als Teilnehmer gesehen worden sind und zweitens auch nicht daran gedacht hätten, teilzunehmen, weil sie der festen Überzeugung sind, daß „die Deutschen nun einmal so sind, wie sie sind, und daß sie niemals anders werden“.

Die Kritiker sind zu ihrer fehlerhaften Auffassung gekommen, weil sie anscheinend niemals Repräsentanten des „anderen Deutschlands“ begegnet sind. Wenn sie das getan hätten, wüßten sie, daß es Deutsche gibt, sogar viele, von einer sowohl humanen als auch freisinnigen und demokratischen Denkart. Menschen, mit denen zusammenzusein eine Bereicherung bedeutet. Auf diesem Hintergrund ist die umstrittene Äußerung des Rektors Feilberg-Jørgensen, daß er lieber mit

„einem guten Deutschen (d. h. einem Deutschen des erwähnten Typus), als mit Prof. Hansen-Larsen“ zusammensein wolle, verständlich, aber natürlich stark und herausfordernd in losgerissener Form ...

*

Zuletzt sind in der ersten Hälfte des Oktobers dänische und deutsche Gymnasiallehrer – im wesentlichen Schulleiter – von beiden Seiten der Grenze in Flensburg versammelt gewesen, um die Möglichkeit einer Vermittlung der Literatur im höheren Unterricht des Nachbarlandes zu untersuchen. Man kam zusammen, um demselben Ziel zu dienen, wie bei allen anderen dänisch-deutschen Treffen; je mehr man sich gegenseitig kennt, desto leichter lassen sich Mißverständnisse und voreingenommene Meinungen beseitigen. Der Grenzfriedensbund hatte zur Tagung eingeladen, an der u. a. sämtliche nordschleswigschen Direktoren, der Leiter des deutschen Gymnasiums in Apenrade, die Direktoren der dänischen Examensschulen in Südschleswig und die meisten deutschen Direktoren des Grenzlandes teilnahmen, außerdem der Schuldirektor Hansen, Flensburg, und der Schulrat Lessow, Apenrade.

Es war das erste Mal, daß sich diese Kreise auf so breiter Basis begegneten, und es war bemerkenswert, daß Chefredakteur L. P. Christensen, Landtagsmitglied Samuel Münchow, Generalkonsul Troels Fink und sein deutscher Kollege in Apenrade, Konsul Kitt, zu einem geselligen Beisammensein erschienen.

Die Vorträge wurden von dem Leiter der Grenzlandakademie Sankelmark, Dr. Dähnhardt, von dem „primus motor“ der Tagung, Bibliotheksdirektor H. P. Johannsen, Prof. Frederik Nielsen und Prof. K. E. Løgstrup gehalten. Wenn die Vorträge nicht so viel Erdverbundenheit mit dem eigentlichen Ziel der Tagung hatten – wie hervorragend sie auch sein mochten – so spiegelte die lebhaft diskutierte Diskussion auf eine vorzügliche Weise den heutigen kulturellen Stand des Grenzlandes.

Bedauerlicherweise war sowohl die Vortrags- als auch die Diskussionsprache ausschließlich deutsch. Es wurde von beiden Seiten bedauert, es war jedoch bei dieser Gelegenheit nicht möglich, es anders zu praktizieren, da ein Teil der deutschen Teilnehmer nur ihre eigene Sprache beherrschten, während dagegen alle dänischen Deutsch verstanden. Es muß auf diesem Hintergrund ein starker dänischer Wunsch sein, daß der Partner danach strebt, dänisch zu lernen, „da dänisch-deutsche Begegnungen“, wie es der Vorsitzende des Grenzfriedensbundes ausdrückte, „erst ihre eigentliche Bedeutung erhalten werden, wenn wir Gedanken austauschen können in unserer eigenen Sprache“. Zum Trost für die Skeptiker fehlte es auf der Flensburger Tagung auch nicht an Offenheit und Ehrlichkeit. Der Anlaß war eine Bemerkung Dr. Dähnhardts, daß er trotz eines ministeriellen Postens in Berlin während des Krieges und dem Wissen um ein paar Konzentrationslager nicht die nazistische Brutalität in ihrer vollen

Ausdehnung erfaßt habe. Als Rektor Buchreitz antwortete, daß er wohl Dr. Dähnhardt glauben wolle, daß es jedoch unglaublich sei, daß er nicht Bescheid gewußt habe, so wenig wie große Teile des deutschen Volkes, vertiefte Dr. Dähnhardt seine Gesichtspunkte und wiederholte, daß er nicht die Phantasie gehabt habe, sich die Bestialität des Systems vorzustellen. „Es überstieg ganz einfach mein Vorstellungsvermögen.“ Das, was Herr Rektor Buchreitz am meisten wunderte, war die Tatsache, daß im Nachkriegsdeutschland kein großes literarisches Werk entstanden ist, daß die Grausamkeiten des Nazismus so beschreibt, „daß das deutsche Volk vor Scham und Raserei erzittern würde“.

Als ein Ausdruck der deutschen Besinnung wurde erwähnt, daß die Jugend der Gymnasien den starken Wunsch hegt, von der Hitlerzeit zu hören, wie auch die Kurse in Sankelmark, die diese Periode behandeln, besonders in den letzten Jahren großen Zustrom haben. „Deutsche Jugend wünscht die Wahrheit zu hören und daraus zu lernen.“

Was das eigentliche Thema der Tagung anging, die Vermittlung der Literatur der beiden Länder und der übrigen Kultur über die Grenzen, war es klar, daß Dänemark, was den Unterricht in deutscher Sprache und Kultur nach den Lehrplänen zu den höheren Schulen angeht, am stärksten dasteht, wenn man von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung absieht, und es wohl eigentlich nur der näheren Kenntnis der neueren kulturellen Strömungen in Deutschland bedarf. Dagegen liegt der Unterricht in dänischer Sprache und Kultur im deutschen Gymnasialunterricht in Südschleswig weit zurück. Nur ein Lehrer steht zur Verfügung, und Versuche, z. B. in Niebüll, sind nicht glücklich verlaufen, da sie schnell sowohl von Schülern als auch von Eltern in Stich gelassen wurden. In den deutschen Volksschulen gibt es dagegen Lehrer genug, ausgebildet auf der Pädagogischen Hochschule in Mürwik, aber es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Eltern keinen Dänischunterricht wünschen. Zu diesem Zeitpunkt griff der Leiter des deutschen Gymnasiums in Apenrade, Direktor Jørgen Jensen, ein und wies auf seine Schule und die Duborg-Schule in Flensburg als vorbildliche Grenzlandschulen hin, wo die Schüler die Sprachen beider Länder zu beherrschen lernen. Von anderer Seite wurde behauptet, es sei eine Bereicherung und in Schleswig eine Notwendigkeit, sowohl dänische als das deutsche Kulturleben zu kennen. „Auf eine Weise leben wir hier ein reicheres Leben, als man es in Fulda oder in Thisted lebt.“ Wie die Verhältnisse liegen, wird es mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, einen wirksamen Dänischunterricht durchzuführen, aber es wurde als erstrebenswertes Ziel angesehen, daß alle Schüler zum mindesten imstande sein sollten, eine dänische Zeitung zu lesen. Dänisch als Pflichtfremdsprache einzuführen, kann u. a. auf jenes Hemmnis stoßen, hieß es, das darin besteht, daß Russisch und evtl. Afrikanisch (!) aus handelspolitischen Gründen auf den Stundenplan gesetzt werden – Russisch

auch, weil Ostdeutschland sonst das Alleinrecht in Anspruch nehmen kann, die Verbindung mit Sowjetrußland zu vermitteln. Auf diese Weise bleibt kein Platz für Dänisch – von den nordischen Perspektiven sieht man also ab.

Die Schlußfolgerung wurde darum auch, daß man danach streben will, dänische Literatur in höherem Ausmaße in Übersetzung einzuführen. Der rote Faden in mehreren deutschen Diskussionsbeiträgen war der warme Wunsch, daß die Schüler unter allen Umständen, wenn sie in einem Grenzland zur Schule gehen, beide Kulturen, die sich in ihrer Heimat begegnen, kennenlernen. Es machte Eindruck, einen deutschgesinnten Schleswiger erzählen zu hören, welcher ein Erlebnis es für ihn gewesen sei, als schleswigischer Bauernsohn als erstes dänisches Buch in der Originalsprache Niels Lyhne nach der einseitigen kulturellen deutschen Wirkung kennenzulernen. Dies Erlebnis möchte er seinen jungen Landsleuten heute weitergeben. Selten habe ich so deutlich die Zweiströmigkeit verstanden, die es ermöglicht, die Liebe zur anderen Kultur mit der nationalen Wahl zu verbinden. Um das Grenzland zu verstehen, muß man dieses Doppel in dem Gemüt manchen Schleswigers erkennen. Alles in allem war es eine erfreuliche Überraschung, diese schleswigischen Gymnasialleute kennenzulernen und ihre Forderung zu hören, daß es ganz entscheidend für eine glückliche Zukunft im Grenzland ist, daß sowohl die Schulleiter als auch die Lehrer das rechte Grenzlandbewußtsein mit Kenntnis von und Respekt vor der Sprache und der Kultur des anderen Partners haben. „Die Gesinnung ist wichtiger als noch so viele Lehrpläne.“

Die Diskussion über den von Axel Henningsen geprägten Begriff der Zweiströmigkeit ging in den letzten Monaten lebhaft weiter, In der dänischen Zeitung Jydske Tidende schrieb Morten Kamphövener dazu einen Leitartikel, den wir hier auszugsweise veröffentlichen:

„Jydske Tidende“ vom 9. Oktober 1959

Sie, die Zweiströmigen ...

Sie (die Zweiströmigen) sind, vorausgesetzt, daß man ihre Existenz überhaupt anerkennen will, ohne Zweifel von dem Grenzlandmilieu, in dem sie aufgewachsen sind, geprägt und darüber hinaus von ihrer Ausbildung. Ihre Vorliebe für die andere nationale Kultur ist deshalb nur dem Interesse und der Sympathie zu verdanken und ist dem Wunsche entsprungen, zu einer Entspannung zu gelangen, deren Ziel es ist, einen Zustand zu erreichen, wo beide Kulturen, wie es eine Zeitlang unter dem Gesamtstaat der Fall war, friedlich Seite an Seite leben können.

Das ist nicht gleichbedeutend mit Lauheit oder Schlawheit, wie viele geneigt sein werden, zu glauben. Finden sich solche Menschen mit Sympathien zur dänischen Seite, und es ist in dem Falle nur die Rede von ganz wenigen innerhalb deutscher

intellektueller Kreise, nehmen sie außerdem einen klaren nationalen Standpunkt ein, und man kann ihnen deshalb keine dänische Verantwortung abverlangen. Die Forderung, die Erörterung in einen klaren Meinungs austausch zwischen gleichströmigen Naturen überzuleiten, muß daher als ziemlich abwegig angesehen werden, jedenfalls, wenn sie zum Ziel hat, ein früheres gegensätzliches Verhältnis wachzurufen. Damit soll nicht gesagt sein, daß es heute nicht innerhalb beider Lager eine Minderheit gibt, die es entbehrt, in einer direkten Kampfstellung zu stehen, aber sie ist im Schwinden und hat weichen müssen den Bestrebungen, die darauf hinausgehen, daß die Aufgabe heute darin besteht, einen positiven Einsatz zu leisten, anstatt in unfruchtbarem, unzeitgemäßem Nationalismus zu erstarren, anders ausgedrückt: nationale Selbstbehauptung, ohne sein eigenes auf Kosten des anderen hervorzuheben. Deshalb wird es nicht ausgeschlossen sein, daß die Partner in Ruhe über frühere Fehler oder über zukünftige Möglichkeiten unter den geänderten Verhältnissen sich aussprechen können.

Was ergab die Geschichtslehrertagung?

Etwa dreißig bis vierzig Geschichtslehrer aus Dänemark und Schleswig-Holstein, unter Einschluß von Vertretern nord- und südschleswigscher Minderheitsschulen, trafen sich vom 24. bis 28. Juni in Sankelmark.

Ein Bericht in den Kieler Nachrichten vom 30. Juni 1959 führte nachträglich leider zu einer Kontroverse, die in die Stimmung über die so harmonisch verlaufene Tagung einen Mißklang brachte. Um alles auszuräumen, was die Fortsetzung der Zusammenarbeit stören könnte, veröffentlichen wir folgende Zuschrift des deutschen Leiters der Tagung:

„Sehr geehrter Herr Nydahl!

Ich bitte Sie, in Ihrer Zeitschrift eine kurze Klarstellung zu den Artikeln in den Kieler Nachrichten vom 30. Juni 1959 und in Flensburg Avis vom 7. Juli 1959 über die Geschichtslehrertagung in Sankelmark aufzunehmen bei gleichzeitigem Abdruck der beiden Artikel.

Alle Teilnehmer haben sich hier in den Dienst der großen Aufgabe gestellt, zwischen den europäischen Nachbarn Ressentiments aus einer sogenannten Erbfeindschaft auszumerzen. Diese Aufgabe ist nicht leicht und nur mit großer Geduld zu lösen, auch bei uns an der deutsch-dänischen Grenze. Sie erfordert volle Offenheit in dem Gespräch und die Einräumung bedingungsloser Gleichberechtigung für beide Seiten. Geschichte kann von Politik nicht getrennt werden, besonders wenn die jüngste Vergangenheit mitbehandelt wird, wie es sein muß. Unversehens kann eine chauvinistische Note hineinkommen, wenn es

um die Stellung der beiderseitigen Minderheiten geht. Auch die dänische Seite hat Mühe, hier die Grenze zu wahren.

Zu dem Artikel der Kieler Nachrichten ist zusammenfassend nach dem Ergebnis der Tagung zu sagen:

1. Das Problem der Grenze ist nicht aktuell, sie steht fest.
2. Diese Staatsgrenze stimmt nicht mit der Volksgrenze überein. Jede Minderheit hat das Recht, für ihre kulturellen Ideale einzutreten, darum zu kämpfen. Aber die Form dieser „Kämpfe“ soll die Achtung vor dem Gegner wahren, jedes Verächtlichmachen und Diffamieren unterlassen, wie es von europäischen Nachbarn, die einer Gemeinschaft angehören, erwartet werden muß.
3. Daß während der Besetzung vor 1945 gegenüber den Dänen und in der Zeit nach 1945 gegenüber den deutschgesinnten Nordschleswigern von beiden Seiten schweres Unrecht geschehen ist, wurde tief bedauert, dagegen betont, daß eine solche Ausartung nicht wiederkehren darf. Daß hier ein Schlußstrich gezogen wird, dazu sollte die Tagung gerade dienen.
4. Von einem Hotel „Deutschland“ in Kopenhagen (und Hotel „Dänemark“ in Kiel etwa) kann man leider nicht sprechen, es ist, wie Herr Lektor Hoffmeyer sagt, nicht denkbar, aber daß es ein Ideal wäre, das beinahe zu schön wäre, um wahr zu sein, das schwebte einen Augenblick in der harmonischen Atmosphäre der Tagung allen Teilnehmern vor, und unser aller Ziel war und ist, dem Wettstreit der Völker die Bitterkeit zu nehmen.

Mit freundlichen Empfehlungen

Ihr sehr ergebener

Gerhard Pohl.“

„Kieler Nachrichten“, 30. Juni 1959:

Die deutschen und die dänischen Geschichtslehrer sehen es als ihre Aufgabe an, daß die junge Generation nicht mit den Schatten der Vergangenheit belastet wird. Sie wollen daran mitwirken, daß man auf beiden Seiten für eine bessere, gemeinsame Zukunft arbeitet. Diese Feststellung war das Ergebnis einer Tagung deutscher und dänischer Geschichtslehrer, die am Sonntag in der Grenzakademie Sankelmark abgeschlossen wurde.

Die etwa fünfunddreißig Teilnehmer dieser Begegnung, darunter ungefähr fünfzehn Gäste aus dem Norden, beschäftigten sich in Vorträgen und Gesprächen zunächst mit einer Vielzahl von Themen aus der älteren deutsch-dänischen Geschichte. Die darin angeschnittenen Fragen bereiteten angesichts der historischen Distanz verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten bei dem Bemühen um eine objektive Darstellung und Wertung. Zugleich zeigte es sich, daß es um so schwerer ist, dem Geschehen der jüngsten Vergangenheit auf gleiche Weise

gerecht zu werden.

Besondere Anerkennung verdient deshalb, daß in Sankelmark auch dann eine leidenschaftslose Atmosphäre gewahrt wurde, wenn es um das „Glatteis“ und das „heiße Eisen“ der Entwicklung nach 1945 ging. Es wurde mit erfreulicher Offenheit von beiden Seiten gesprochen. Das gilt sowohl für die Referate des dänischen Lektors Johannes Hoffmeyer und des Husumer Studienrats Dr. Friccius als auch für die Diskussion.

Folgende Gedanken mögen daraus angeführt werden:

1. Die Motive für den Übergang zum Dänentum waren nach dem Kriege bei den Südschleswigern verschieden und nicht nur materieller Art.
2. Im Schleswiger Leben als Grenzlandbewohner vielfach zwei Seelen. „Deutsche und dänische Glocken klingen in jedem Schleswiger an“ (Ein Wort des verstorbenen Professors Scheel).
3. Aus einem Deutschen soll und kann kein Däne werden, allenfalls aus einem deutschgesinnten Schleswiger ein dänischgesinnter.
4. Von deutscher Seite wird die sogenannte „neudänische“ Minderheit als Tatsache angesehen und die Auffassung vertreten, daß Däne ist, wer es selbst bekennt.
5. Die Minderheiten beiderseits der Grenze haben nicht mehr mit territorialen Veränderungen zu rechnen. Volkliche Eroberungen oder eine „Kulturoffensive“ werden abgelehnt.
6. Bedauert werden die Versuche in Kreisen der dänischen Minderheit, die Gegensätze zum Deutschtum durch Schwarz-Weiß-Malerei und Antireaktionen zu vertiefen.
7. Dem Deutschtum in Nordschleswig ist nach dem Zusammenbruch manches Unrecht geschehen. Es ist zu hoffen, das diese Wunden vernarben und daß berechnigte Forderungen (Pensionen) erfüllt werden.

Die Tagung, die von den beiderseitigen Geschichtslehrerverbänden veranstaltet wurde, schließt sich – wie uns der deutsche Vorsitzende, Dr. Pohl aus Kiel, sagte – an frühere Zusammenkünfte an. Dazu gehört das Braunschweiger Treffen im Jahre 1952, das besonders der „Reinigung“ der Geschichtsbücher galt. Bemerkenswert für Sankelmark war der überwiegende Anteil der Schulpraktiker, die die Resultate der Geschichtsforschung im Unterricht zu vermitteln haben.

Die Bedeutung eines solchen Kontakts und Gedankenaustausches liegt also auf der Hand, auch wenn dabei natürlich nicht alle Gegensätze und Differenzen ausgeräumt werden können. Immerhin betonten in Sankelmark beide Seiten, die Wandlungen in der großen Weltgeschichte, insbesondere die zunehmende europäische Verflechtung auf allen Gebieten, hätten sich auch auf das deutsch-dänische Verhältnis positiv ausgewirkt. Ein Abbau der Reminiszenzen müsse die Folge sein. Einer der dänischen Referenten meinte scherzhaft, es sei denkbar,

daß es in Kopenhagen neben dem Hotel „d'Angleterre“ in Zukunft auch eines mit dem Namen „Deutschland“ geben werde.

„Flensburg Avis“ vom 7. Juli 1959:

Die Historikertagung in Sankelmark in der letzten Woche hat eine Reihe von Kommentaren und Referaten veranlaßt, die beinahe alle – dänische und deutsche – korrekt und objektiv sind. Eine Ausnahme hiervon ist jedoch der Bericht der „Kieler Nachrichten“ vom 30. Juni 1959, der allerdings zum größten Teil mit dem positiven Geist der Tagung ganz übereinstimmt; aber das gilt nicht für einen besonders hervorgehobenen Abschnitt, der als die Essenz der beiden Vorträge über die Zeit nach 1945 – der Vorträge von Dr. Friccius und mir – in Form einer Reihe von „Thesen“ erscheint. Bei näherer Nachprüfung zeigt es sich, daß die „Thesen“ teils zufällige Diskussionsbeiträge sind, welche sich nur in einem größeren Zusammenhang verstehen lassen, teils zufällige Auszüge der beiden Vorträge und schließlich gar nicht vorgetragen sind – und also in keiner Form „Thesen“ für eine künftige dänisch-deutsche Historikerzusammenarbeit für die Zeit nach 1920 sind, da solche überhaupt nicht herausgearbeitet wurden.

1. Es ist richtig, daß die verschieden gearteten Motive für das Neudänentum vertieft wurden (siehe Flensburg Avis vom 3. Juli).
2. Das „Zweiströmige“ bei vielen Schleswigern wurde auch betont. Dagegen ist es natürlich der Wahrheit nicht entsprechend, daß man behauptet hätte, ein deutschgesinnter Schleswiger könne nicht dänischgesinnt werden, im Gegenteil anerkannte man und respektierte von deutscher Seite das Recht, in Übereinstimmung mit der Bonner Erklärung, dänisch zu sein.
3. Daß Grenzverschiebung nicht aktuell ist, wurde auch gesagt, darin hat die Zeitung recht, wenn dies sich mit dem Ausdruck „zu rechnen“ decken soll.
4. Dagegen ist es unwahr, daß man auf beiden Seiten „auf volkliche Eroberungen verzichtete“, im Gegenteil wurde dies als eine natürliche Konsequenz der verfassungsmäßig gesicherten kulturellen Freiheit festgestellt.
5. Was die „Schwarz-Weiß-Malerei“ bei der dänischen Minderheit betrifft, ist die Wahrheit die, daß der Wunsch nach einer fortgesetzten Befriedung und größerem gegenseitigen Respekt als *allgemeine Mentalität* im Grenzland zum Ausdruck gebracht wurde, so daß die starke Verteidigungsstellung dadurch weniger notwendig würde.
6. Daß erwähnt wurde, die Reaktion gegen die deutsche Minderheit im Jahre 1945 wäre vielleicht gewaltsam gewesen, ist richtig; aber andererseits wurde auch betont, daß man dadurch vielleicht weit heftigere Reaktionen wegen der illoyalen Haltung großer Teile der Minderheit während der Besetzung vermied.

Schließlich ist die Schlußbemerkung des Artikels ganz irreführend. Es wurde nicht gesagt, daß ein Hotel „Deutschland“ in Kopenhagen denkbar wäre, im Gegenteil wurde in einer Stellungnahme zu dem augenblicklichen dänisch-deutschen „volklichen“ Verhältnis gesagt, daß man nicht die Phantasie hätte, in absehbarer Zeit sich einen solchen Hotelnamen vorzustellen! – Und das ist ja, wie so viel anderes in den von den „Kieler Nachrichten“ aufgestellten „Thesen“, ‚ganz was anderes‘, wie der Deutsche sagt.

Johs. Hoffmeyer

*

Johannes Schmidt-Wodder †

Am 13. November 1959 verstarb Pastor Johannes Schmidt-Wodder, einige Monate nach seinem 90. Geburtstag. Die Tageszeitungen brachten ausführliche Würdigungen dieses für die Geschichte unserer Heimat so bedeutenden Mannes. Wir verweisen insbesondere auf den Gedenkaufsatz, den Dr. Hanno Schmidt im Flensburger Tageblatt vom 18. November 1959 veröffentlichte. Der Grenzfriedensbund hat, wie Detlef Hansen es oft unterstrichen hat, vieles mit den Gedankengängen Schmidt-Wodders aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg gemeinsam. Aus Anlaß des 90. Geburtstages von Johannes Schmidt-Wodder brachten die Grenzfriedenshefte im ersten Heft dieses Jahrganges eine ausführliche Würdigung seines Lebenswerkes aus der Feder von Hans Schmidt-Gorsblock.

Konsul Kitt verläßt Apenrade

Der Konsul der Bundesrepublik in Apenrade, Dr. Erich Kitt, ist mit Wirkung vom 1. Januar 1960 in das Auswärtige Amt nach Bonn versetzt worden. Das Konsulat in Apenrade, zu dessen Amtsbereich ganz Jütland und die Insel Fünen gehören, ist außerhalb Kopenhagens die einzige hauptamtliche Vertretung der Bundesrepublik in Dänemark. – Zum Nachfolger des scheidenden Diplomaten, der seit 1957 in seinem Amt war, wurde inzwischen Hans Böhling ernannt.

Pädagogentagung des Grenzfriedensbundes

Auf der an anderer Stelle dieses Heftes erwähnten Tagung deutscher und dänischer Pädagogen wurde ein Arbeitsausschuß gegründet, der aus folgenden Herren besteht: Rektor Buchreitz-Apenrade; Rektor Feilberg-Jørgensen-Tondern; Oberstudiendirektor Hinrichs, Niebüll; Oberstudiendirektor Peters, Flensburg. Schriftführer des Ausschusses ist Dr. Hans Peter Johannsen, der im nächsten Heft sowohl über die erste Sitzung vom 11. Dezember 1959 als über die Tätigkeit dieses Gremiums, das die Möglichkeiten der Verbreitung von Kenntnissen über

die Kultur beider Länder in den Schulen des Grenzlandes untersucht und fördert, berichten wird.

Ein Besuch des Grenzfriedensbundes in Tondern

Der Grenzfriedensbund folgte am 14./15. November einer Einladung des Arbeiterbildungsvereins Tondern. Zweck der Zusammenkunft, zu der von deutscher Seite Teilnehmer aus den Kreisen Flensburg, Husum und Südtondern führen, war eine Aussprache über die Möglichkeiten der Förderung der gewerblichen Entwicklung in den Teilen des Grenzlandes, die hierin gegenüber anderen zurückgeblieben sind. Grundlage der Aussprache war ein Vortrag des Sekretärs von Dansk Arbejderbevægelsens Erhvervsråd, Rasmussen, Kopenhagen, über die gesetzlichen Voraussetzungen für eine Förderung solcher Vorhaben. Dem vorausgegangen war am Sonnabend nachmittag eine Besichtigung der Teppichfabrik in Hoyer als einem praktischen Beispiel der Industrieansiedlung in Gebieten, in denen die natürlichen Voraussetzungen hierfür ursprünglich fehlen. Am Sonntagmorgen wurden in Tondern moderne dänische Möbel gezeigt und ein Kleinbetrieb in Augenschein genommen, der sich auf die Herstellung von Sportangelgerät spezialisiert und gerade die Produktion aufgenommen hat.

Die deutschen Teilnehmer gewannen aus dem Gesehenen und Gehörten den Eindruck, daß die Probleme jenseits der Grenze ganz ähnlich sind als auf deutscher Seite und es sehr großer Anstrengungen bedarf, um hier zu echten und dauernden Erfolgen zu kommen. – Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß die dänische Gastlichkeit viel dazu beitrug, über das sachliche Gespräch hinaus auch menschliche Kontakte herzustellen.

-er.

Die Entwicklung des SSW

Landtagswahl	1947	.....	99 500
Kommunalwahl	1948	.....	91 631
Bundestagswahl	1949	.....	75 388
Landtagswahl	1950	.....	71 864
Kommunalwahl	1951	.....	65 967
Bundestagswahl	1953	.....	44 585
Landtagswahl	1954	.....	42 242
Kommunalwahl	1955	.....	42 097
Bundestagswahl	1957	.....	32 262
Landtagswahl	1958	.....	34 136
Kommunalwahl	1959	.....	33 304